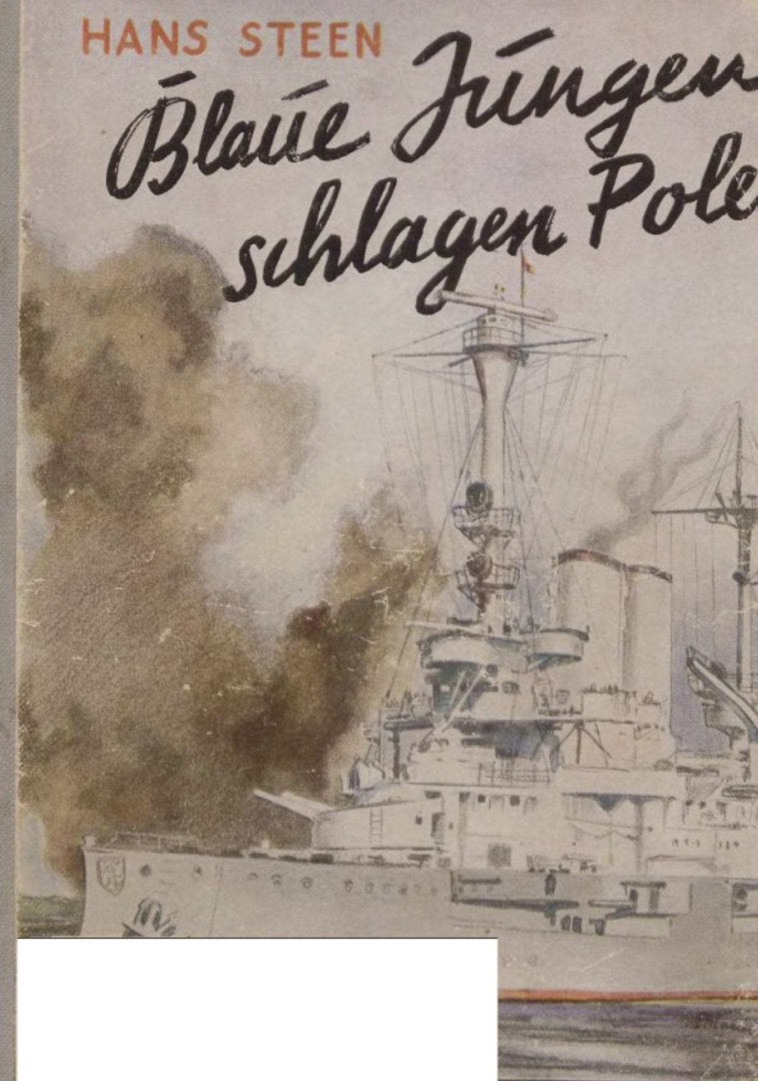
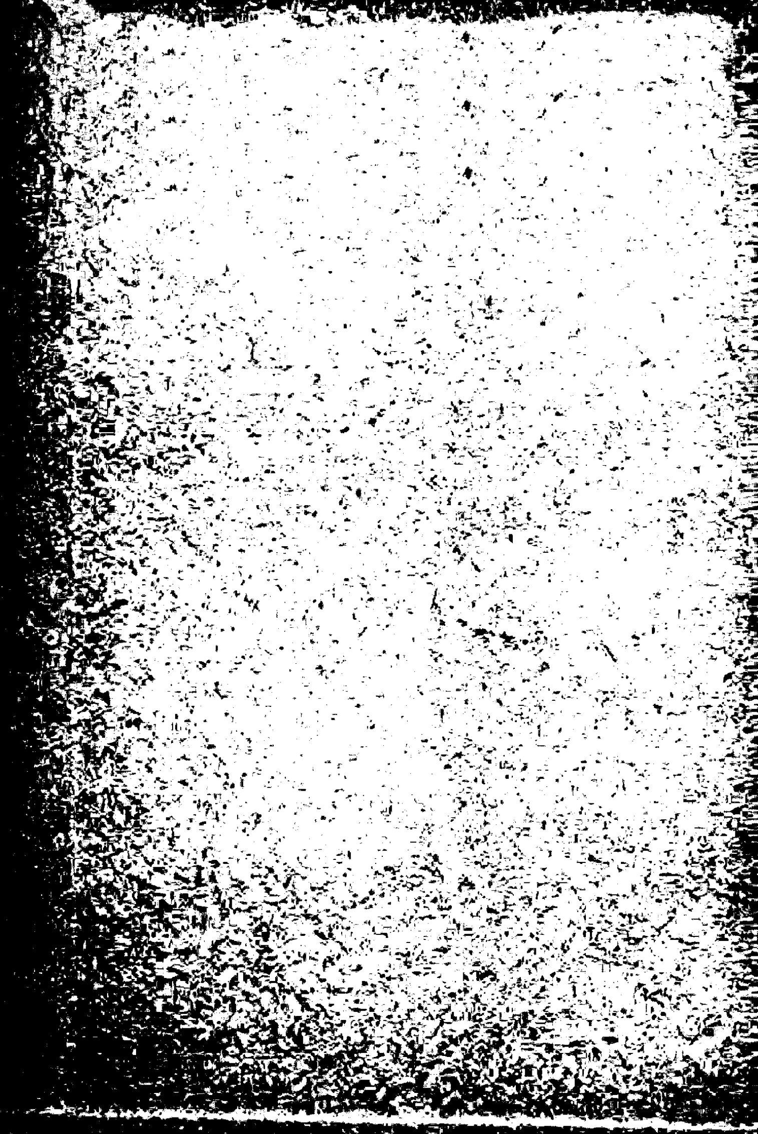


LSCHAFT STUTTGA



Blaue Jungen schlagen Polen



Hans Steen

Blaue Jungen schlagen Polen

Erlebnisse von den Kämpfen
unserer Truppen um die Danziger Bucht
im Blitzkrieg



Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart

Deckenüberzug und Textzeichnungen von Wilhelm Plünnecke

1.—8. Tausend

 / Druck: Union Druckerei G. m. b. H. Stuttgart, 1940

Inhalt





Mordschützen in Danzigs Gassen

Ein schöner Spätsommermorgen flutet lichthell über die Dächer der Danziger Altstadt. Die Wipfel der hohen Buchen und Ulmen an den Straßen sind in eine buntfarbige Lichtpracht getaucht. Ein feiner grauer Schleier liegt noch um die Giebel. Es ist neun Uhr früh. Und es könnte Frieden sein.

Aber seit einigen Stunden ist hier in die Winkel der alten Gassen der Krieg eingezogen. Vor einigen Stunden hat man auch die Polnische Post besetzen wollen. Die Antwort waren Salven aus Maschinengewehren. Die Antwort waren Eierhandgranaten, die mit jähem dumpfem Knall zwischen unseren Männern zersprangen. Die Antwort kommt aus den Fenstern und den hohen Portalen dieses breit lastenden roten Gebäudes, das seit fast zwanzig Jahren die Polnische Post beherbergt.

Eine Polnische Post in Danzig? So werden viele fragen. Hat es das überhaupt gegeben? Warum gab es das in einer rein deutschen Stadt? Auch diese Einrichtung ist wie der ganze Freistaat

eine Schöpfung der Diktatoren von Versailles. Man setzt der Deutschen Reichspost eine Konkurrenz auf die Nase. Nicht eine faire Konkurrenz, sondern man erpreßt zugleich den Danziger Geschäftsmann. Wer nämlich mit den Polen Geschäfte abschließen oder auch sonst in dienstlichen Obliegenheiten verkehren will, der muß die Polnische Post benutzen. Tut er es nicht — dann soll er mit anderen Ländern seine Geschäfte machen. Der Pole lehnt Briefe, die nicht bei der polnischen Post von Danzig aufgegeben sind, sofort ab.

Woran er das erkennt? Ganz einfach, die Polen geben in Danzig ihre eigenen Briefmarken heraus. Sie lassen auch alle Antwortpost nur über die Polnische Post gehen. Sie lassen sich von ihrem Ziel, langsam aber sicher aus Danzig eine polnische Stadt zu machen, nicht durch Vernunftgründe abbringen. So laufen polnische Briefträger durch die Straßen. So hängt neben fast jedem deutschen Briefkasten ein polnischer. So fahren die Paketwagen der Polen ihre Fracht aus. Der Danziger schweigt. Aber er schneidet diese polnische Einrichtung, wo er nur kann. Niemals aber ist ihm der Gedanke gekommen, was eigentlich in den dicken Mauern dieses Gebäudes vor sich geht. Was es eigentlich auf sich hat mit diesen Briefträgern, die mit der eckigen Mütze der Polen und der Briefträgertasche durch die Straßen schlendern.

„Heute morgen haben wir die Antwort bekommen", sagt ein Danziger SA.-Mann. Er steht mit seinem Karabiner hinter einer Hauswand und beobachtet das lange wuchtige Gebäude, aus dem den Deutschen das erste Feuer entgegengeschlagen ist. „Wir wollten, wie überall nach Kriegsausbruch, die polnischen Gebäude schließen und die Insassen, sofern sie Männer im militärpflichtigen Alter sind, in die Zivilgefangenschaft abführen. Überall ist das in friedlichen Formen abgegangen, als wir aber zur Polnischen Post kommen, schlagen uns urplötzlich und ganz unerwartet die Maschinengewehrsalven entgegen."

„Sind denn Soldaten in dem Gebäude?"

„Nicht ein einziger, alles sind Briefträger und Postangestellte, die urplötzlich Waffen haben."

Durch die Fenster eines in der gleichen Straße liegenden Hauses sehen wir auf das polnische Widerstandsnest. Die polnische Post hat sich binnen weniger Stunden zu einer Festung mitten im friedlichen Danzig entwickelt. Ursprünglich hat einmal das Danziger Garnisonlazarett dort gelegen. Man baute vor hundert Jahren recht massiv. Hohe meterdicke Mauern umschließen das große düsterrote Ziegelgebäude. Die Fenster sind mit dicken Gittern verkleidet. Das große Haupttor in der Mitte ist mit Sandsäcken und Kisten verbarrikadiert. Die Tore werden weiter durch ein mächtiges Gitter an der Straße geschützt, dessen Durchgänge noch verschlossen sind.

Im Gegensatz zu den vielen anderen Gassen der Altstadt ist die Straße, an der die Polnische Post liegt, recht breit. Hohe Bäume flankieren sie. Die Post hat außerdem kein direktes Gegenüber. Auf der anderen Straßenseite befindet sich ein schmaler abfallender Rasenstreifen, durch den sich ein Wasserlauf dahinzieht. Jenseits dieses schmalen Wasserlaufs, der ein rechtes Idyll dieser Gegend darstellt, lehnen sich altersgraue Häuschen: eine Art kleine Augsburger Fuggerei.

Als man einige Stunden später wieder zur Polnischen Post kommt, hat sich dort die Lage noch verschärft. Die Polen erwidern das Feuer unserer Männer mit Maschinengewehren und Pistolen. Handgranaten von unserer Seite prallen an der Eisenvergitterung der hohen Fenster ab und explodieren wirkungslos auf dem Vorhof. Versuche, mit einem Sturmangriff in das Bollwerk hineinzukommen, sind abgewiesen. Das erste kostbare deutsche Blut ist geflossen.

Andere und schärfere Mittel müssen nun eingesetzt werden. Von der Rückseite des Gebäudes — dort wo ein von Deutschen besetztes Amtsgebäude an die Post anstößt — soll ein Stollen vorgetrieben werden. Stunden um Stunden schaffen in engstem Raum tief

unter der Straße Sappeure, und langsam wird der Gang bis an die dicken Mauern des Kellergeschosses der Post vorgetrieben. Als man das Ziel erreicht hat, werden fast sechs Zentner Dynamit an den Kopf der Sappe gelagert und zur Entzündung gebracht. Dumpf dröhnt die Explosion auf. Staub und Steinbrocken fliegen aus der Post auf die Straße. Noch kann man nicht sehen, was drinnen geschehen ist, aber der Erfolg ist da. Die Polen räumen jetzt die oberen Geschosse.

Neue Angriffsversuche. Neue Salven der Polen. Nicht weit von der unter ständigem Feuer liegenden Straße rollen und rattern jetzt Kampfwagen heran. Die Stimmung ist zum Zerreißen gespannt. Man weiß nicht, was die nächsten Minuten bringen werden. Aus dem ersten Kampfwagen lehnt ein junger Offizier heraus. Wir kommen miteinander ins Gespräch. Gleich ist zu hören, daß er Ostmärker ist. Ganz jung. Er beugt sich aus der Klappe des Tanks.

„Wann werden Sie eingesetzt? Jetzt gleich?"

Der junge Offizier sieht nach der Uhr. „Ja, schon in ganzen sieb'n Minut'n, mei Liaber!"

Wir rauchen. Vorn wird geschossen. Hölzern tackt der Rhythmus der Maschinengewehre. Die unwahrscheinlich schöne Sonne prahlt vom gleißenden Himmel.

Der Ostmärker zieht ganz langsam den Rauch seiner Zigarette ein. Sieht in den Himmel, in die hohen Bäume. (Noch fünf Minuten bis zum Angriff, sagt der Uhrzeiger!)

„Kennen S' Wean?"

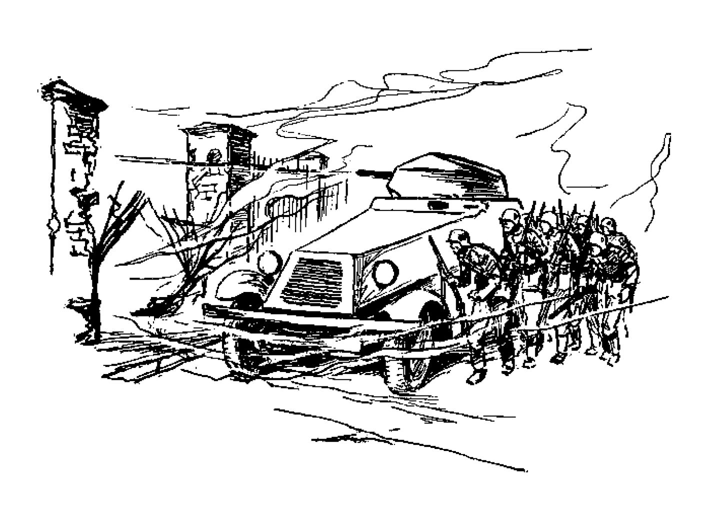
„Doch, ja, Wien kenne ich!"

Er raucht weiter. Die hohen Ulmen rauschen. Das Maschinengewehr tackt immer noch. (Drei Minuten, sagt der Uhrzeiger!)

„Wo haben S' gewohnt domals?"

„Ja, Herrgott, das weiß ich jetzt im Augenblick wirklich nicht. Irgendwo in der Mariahilfer Straße!" behaupte ich.

In diesem Augenblick richtet sich der Ostmärker straff auf. Er



schaut auf seine halb gerauchte Zigarette. „Ist schad, ich muß sie ausdrücken!“ Nimmt den Stummel, preßt ihn auf dem schwarzen Panzer seines Kampfwagens behutsam aus, schnippt den Rest auf die Straße hinunter. Sieht mich noch einmal an: „Alsdann, Kamerad, los geht's!“ Er sagt es fast fröhlich zwinkernd. Aber mit welch wunderbarer Haltung in diesem Augenblick! Schon ist der Deckel des Panzerwagens zugeklappt, der Wiener ist verschwunden, der Motor dröhnt auf, der Wagen rattert behäbig an, aber dies „Los geht's“ steht noch irgendwie zwischen uns. Es sagt sich nicht so leicht ein flottes Wort dahin, wenn der Sekundenzeiger unaufhaltsam auf einen entscheidenden Augenblick des Lebens zurast. Solche Männer wie dieser unbekannte Ostmärker werden immer Vorbild bleiben. Wissen, um was es geht, und doch bis zur letzten Sekunde Haltung, Haltung und noch einmal Haltung haben! —

Granaten der Infanteriegeschütze, die an den Zugängen der Straße in Stellung gebracht worden sind, dazu eine Benzinexplosion im Keller, haben der Besatzung der Polnischen Post

schließlich den Rest gegeben. Nach stundenlangem Widerstand ergeben sich die Übriggebliebenen. Mit erhobenen Händen kommen sie aus dem Seitentor. Sie hätten den sinnlosen Widerstand vorher aufgeben sollen, jetzt kommt das alles zu spät.

Einer der Kameraden geht mit uns in das fast restlos zerstörte Gebäude. Mitten in der Vorderfront klafft ein mächtiges Loch. Stockwerkhoch und breit wie ein paar Scheunentore. Da die Vorderwand fehlt, kann man auf diese Weise in die Zimmer der Post von draußen hineinblicken. An dem gähnenden Abgrund der Öffnung stehen noch die Pulte der Postbeamten und die Schreibtische der Schalterhalle, wirr durcheinandergeworfen. Die 10,5-Granaten der Artillerie haben hier ganze Arbeit gemacht. Nach diesen Volltreffern ist der Pole in das Erdgeschoß geflüchtet.

Wir wollen die Treppen nach dem ersten Stock hinaufsteigen. Aber dort, wo einst die breite Freitreppe nach oben führte, befindet sich nur ein gewaltiger Schutthaufen, vermischt mit groben Brocken von noch durch Mörtel verbundenen Ziegelsteinen. Ein mächtiger Bogen des Gewölbes lehnt sich schräg gegen die Fußböden des ersten Stocks.

„Das ist die Wirkung unserer Sprengung", erklärt der Kamerad. „Als die sechs Zentner Dynamit hochgingen, gab der Pole in den oberen Geschössen seinen Widerstand auf und zog sich in den Keller zurück!"

Tatsächlich ist die Wirkung der Sappensprengung ungeheuer. Das ganze schweraufgeführte Treppenhaus ist gewissermaßen hochgerissen und dann beim Zusammensinken um ein ganzes Stockwerk tiefer gesackt.

„Der Pole war hier in seinem Fanatismus ohne jeden Sinn und Verstand." Unser Begleiter bleibt an einem Fenster stehen. Er deutet in einen langen Hof hinein, der sich an der rückwärtigen Front des Postgebäudes entlangzieht. „Irgendwie hatte sich ein Pole aus dem belagerten Gebäude entfernt. Er lief diesen schmalen Hof entlang, um aus dem Bereich der MG.-Salven herauszu-

kommen. Das war ihm auch schon gelungen. Als er dort hinten an der Ecke war, hielt er die Hände hoch, und es wäre ihm von uns nichts geschehen. Einer unserer Kameraden ging auf ihn zu, um ihn zu verhaften und mitzunehmen. Das sieht ein polnischer MG.-Schütze hier aus diesem Fenster. Daß dort einer seiner eigenen Landsleute steht, ist ihm in diesem Augenblick ganz gleich. Er sieht nur unseren Kameraden, der sich in unmittelbarer Nähe befindet. Eine Salve bellt aus dem Fenster, der Mordbube hat gut getroffen. Beide sind auf der Stelle den Schüssen zum Opfer gefallen!"

Jeder Schritt in den verwüsteten Räumen muß genau überlegt werden. Plötzlich reißt mich der Kamerad zurück.

„Mensch, paß doch auf!"

Überall liegen in großen Haufen die braunen Eierhandgranaten herum. Sie sind etwa so groß wie eine dicke Birne und haben auch die gleiche Form. Tritt man unglücklich auf die Drahtsicherung und verbiegt sie, dann schnappt der Leichtmetallbügel auf, in zwei Sekunden geht das Teufelsding los und zerspringt in zweiundvierzig durch Einkerbung ins Metall vorgezeichnete Stücke.

An den breiten Fenstern, die durch Aktenpakete verbarrikadiert sind, stehen noch die Maschinengewehre der Polen. In jeder Nische ein Kruzifix oder ein Bild der Schwarzen Madonna von Tschenstochau. Auf den Fußböden ein unbeschreibliches Durcheinander von Kalkbrocken, Briefschaften, Schlafsäcken. In den Mützen der polnischen Briefträger liegt Revolvermunition in Haufen. Auf den Strohsäcken die vollen Gurte für die MG.-Schützen. Alle diese Waffen sind von den Polen mitten im Frieden in das Postgebäude eingeschmuggelt worden. Auf einem Tisch liegt eine Fotografie von dem „Fest des Meeres" in Gdingen. Man sieht die Postbeamten von der polnischen Menge stark gefeiert. Jetzt weiß man, was das zu bedeuten hatte. Es ist dem Polen nicht um die Post und die Briefträger zu tun gewesen, sondern nur um die Bunkerstellung mitten im deutschen Danzig.

Wir betreten nun die Posträume, in denen sich einst der Publikumsverkehr abgewickelt hat. Auf den Schaltertischen sind die schweren Maschinengewehre befestigt. Berge von Patronenhülsen liegen umher. Man tritt auf Schutt, Postwertzeichen, Briefe, Stempel, Bettzeug mit stiebenden Federn, Benzinflaschen für den Nahkampf.

An der Wand hängt eine große Karte von Polen. In ganz Danzig ist keine mehr davon aufzutreiben. Wir bekommen das große Erinnerungsstück für unser in Neufahrwasser liegendes Kriegsschiff. Als wir die Karte näher betrachten, entdecken wir die Löcher einer ganzen Maschinengewehrsalve darin. Die Kugeln sind von draußen durch das hohe Fenster gedrungen und haben die Karte durchsiebt.

Am Fußboden liegt mitten im knirschenden Schutt ein Wecker. Er mag der polnischen Maschinengewehrabteilung gehört haben. Mitten durch das Zifferblatt ist eine Gewehrkugel gegangen. Auch der Kalender an der Wand, am Vortage der Erstürmung noch abgerissen, ist von einem Schnellfeuergeschoß zerfetzt. Zwischen den Löchern der Kugeleinschläge überall Bilder von Marschall Pilsudski, dessen Vermächtnis diese Mordschützen so frevelhaft mißachteten.

„Ich muß Ihnen noch etwas sehr Interessantes zeigen", sagt der Begleiter. „Wir wollen uns einmal den neuen Schmuck für Danzig ansehen!"

Wir stehen vor großen Kästen, die bis oben hin mit nagelneuen polnischen Fahnen gefüllt sind. Es mögen viele hundert Stück sein. Diese Fahnen hat man in der Polnischen Post aufbewahrt, bis Danzig durch den Handstreich der Polen besetzt gewesen wäre. Um dann sofort den ausländischen Reportern einen Eindruck von der „Freude" der Bevölkerung zu vermitteln, wären diese Fahnen auf allen wichtigen Gebäuden gehißt worden.

In einer Ecke liegt ein großes Blechschild, der weiße polnische Adler ist daraufgemalt. Er prangte über dem Haupteingang der

Post, fiel aber bezeichnenderweise bereits beim ersten Artillerie-treffer herunter ...

Als wir die zerstörte Post verlassen, drängen sich draußen schon die Jungen an das Gitter des Vorhofes. Sie angeln mit Leidenschaft nach den Briefmarken, die durch die Wucht der Einschläge aus den Posträumen auf die Straße geflogen sind. Und auf dem Straßenpflaster sitzen alte Mütterchen. Sie wohnten einst in den kleinen verwitterten Häuschen gegenüber der Post. Als der Sturm auf den polnischen Widerstandsherd einsetzte, mußten sie ihre ärmlichen Behausungen räumen. Vieles ist ihnen im Kampf vernichtet worden. Aber nicht eine ist darüber erbittert.

Es sind Frauen darunter, die in ihrem langen Leben nicht viel Freude erlebt haben. Sie verloren Söhne im großen Kriege, jetzt stehen ihre Enkel in Polen. Auf ihrem ärmlichen Gepäck liegt oft das Bild des Führers. Sie haben ihr ganzes Leben nur entbehrt und doch niemals den Glauben verloren. An ihnen vorbei marschieren wenig später die polnischen Verbrecher, die in das friedliche Danzig den Krieg und den Tod hineintrugen. Die ausquartierten alten Menschen verlieren kein Wort des Abscheus. Sie sehen durch diese Mordschützen hindurch. Man muß diese Frauen bewundern, auf ihren Schultern wird vieles abgeladen, sie schweigen und harren aus. —

Es war einige Wochen später in Gdingen. Man durchsuchte polnische Zivilgefangene, alles recht verdächtige Gesellen. Die meisten hatten die Uniform ausgezogen und waren als „harmlose" Zivilisten in den alten Wohnungen untergetaucht. Dieselben Menschen, die sich nicht genug an Beschimpfungen alles Deutschen hervortun konnten, weinen jetzt um ein paar Tage Untersuchungshaft die dicksten Krokodilstränen. Vor dem Kino, in dem man ein paar hundert von ihnen untergebracht hat, steht ein Mann der Danziger Landespolizei. Ein junger Bursche. Er spricht vollkommen Polnisch. Das ist im allgemeinen selten. Seine Haltung

gegenüber den Gefangenen ist vorbildlich. Jeder bekommt völlig eindeutig und klar seinen Bescheid.

„Woher können Sie denn so gut Polnisch?“ frage ich den Mann der Heimwehr.

„Ich stamme aus Hohensalza, hatte dort einen Erbhof, der seit ein paar hundert Jahren im Besitz meiner Familie gewesen ist.“

„Hatte? Gewesen?“

„Jawohl!“ Und nun wird die Stimme dieses wunderbaren Soldaten ganz kalt und eisig. „Jawohl! Leider hatte ich dort einen Erbhof, und leider ist das ein Besitz gewesen! Den Hof haben die Polen jetzt niedergebrannt. Meine Angehörigen sind verschleppt und dann erschlagen worden. Ja, man hat nicht einmal den Hund auf dem Hof leben lassen.“

Er macht eine kleine Pause. „Ich habe einmal für diesen Besitz Landwirtschaft studiert, habe abends gearbeitet, um am Tage studieren zu können. Hatte einige Pläne mit diesem Hof, das ist jetzt alles ...“

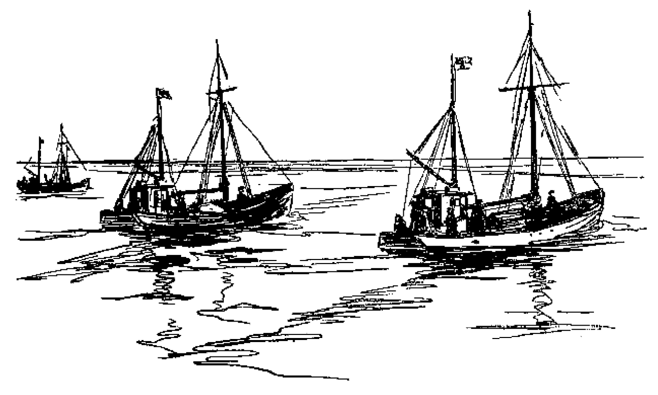
In diesem Augenblick tritt mit kriecherischer Miene ein polnischer Zivilgefangener auf den SS.-Mann zu. Er will etwas Belangloses wissen. Er bekommt seine eindeutige, korrekte, eiskalte Antwort. In der Miene unseres Kameraden verzieht sich keine Muskel, er ist nur Soldat.

Man hat ihm alles vernichtet, was sein war. Die Eltern erschlagen, den Hof verwüstet. Wir ahnen, was in ihm vorgeht. Aber dieser Mann verliert keine Sekunde die Haltung. Nicht eine einzige winzige Sekunde ...

Bananenboote und Schwarze Ritter

Wer von Kriegsmarine spricht, der meint meist die großen Schiffe. Diese schwimmenden Festungen mit dicken Geschütztürmen und an die tausend Mann Besatzung. Vergessen werden oft die kleinen Schiffe. Wer kennt schon eine Sperrbootflottille? Wer denkt an die vielen schwarzen M.-Boote? Wer kennt nur ein einziges Räumboot oder gar die unzähligen Hilfsminensuchboote? Und gerade auf ihnen sind ganze Kerle zu Hause. Bei ihnen ist die Seefahrt noch bei jedem einzelnen Unternehmen ein Abenteuer. Wenige Mann Besatzung sind auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen. Jeder einzelne hat genau so viele Funktionen, wie auf einem Dickschiff ein ganzes Dutzend. —

Ein blutjunger Leutnant muß bei kabbeliger See in der Danziger Bucht Minen räumen. Seine kleine Crew hat seit Tagen wegen ständiger Umdispositionen kein rechtes Essen bekommen. Die Brecher gehen über Schiff und Mann. In kleinen Pausen gibt es unten irgendwo eine trockene Ecke, wo sich die Männer hinhauen und schlafen. Sie stehen stundenlang bei der Räumarbeit



mit eingeknickten Knien, damit ihnen ein etwaiger Minentreffer nicht alle Beinknochen durch den kurzen ruckartigen Explosionsstoß zerbricht.

Im Hafen von Neufahrwasser liegen diese Boote ganz winzig und bescheiden neben den großen Kästen. Auch mit der Montur ist es nicht ganz „prima". Auf dem Mützenband steht oft nur bescheiden „Kriegsmarine", und die Sachen leiden unter den Strapazen auf See.

Eines Tages ist aus Pillau dann die Bananenflotte ausgelaufen. Diese Boote, die bei der ganzen Marine in der Danziger Bucht nur „Bananenboote" hießen, sind Fischkutter. Auf jedem etwa drei bis vier Mann Besatzung. Darunter jeweils der Schiffseigner, der in Friedenszeiten Flundern aus dem Haff oder der Ostsee geholt hat. Jetzt ist der Schipper urplötzlich ein richtiger Seesoldat geworden. Er hat zwei oder drei Kameraden an Bord bekommen, oben im Mast knattert keck die deutsche Kriegsflagge. Der Motor puckert eifrig. Vorneweg ein kleines Motorschiffchen, das einst einen Wasserbauinspektor des Nachmittags dienstlich ein wenig in der Gegend umhergefahren hat. Es hat nun einen schneidigen Namen bekommen und heißt „Westpreußen". Oben auf der Brücke steht breit und gewichtig ein Kapitänleutnant. Im Frieden ist er Landesrat in Königsberg und Sturmführer bei einer Marinestandarte der SA. Im Weltkrieg aber stand er schon auf deutschen Luftschiffen, die unter Strasser über England ihre Bomben abwarfen.

Diese kleinen Kutter, die mit ihrem Maschinengewehr mächtig angeben, können an ihrem Ausfahrtstage nicht über die offene See fahren. Die steife Brise würde ihnen nicht gut bekommen. Sie fahren also durch das Haff, in feiner Kiellinie. Lustig wehen die Fahnen.

Das sind Hilfsminensucher. Sie haben ein richtiges Gerät zum Suchen. Dort, wo die regulären Boote wegen des flachen Wassers das Gerät einziehen, kommen die „Bananenboote" und beginnen

mit der abgebrochenen Arbeit. Was sind das für Männer auf diesen Booten? Alles alte Familienväter, oft schon mit einem kleinen Spitzbäuchlein. Aber beste Seeleute. Männer, die bei hundert kleinen Episoden das Herz auf dem rechten Fleck haben. Durchnäßt bis auf die Haut — das Wasser ist Ende September schon verdammt kalt —, fahren sie bei giftigster See ihren Kurs ab. Auf den Booten kann kaum gekocht werden. Sie ertragen es mit Humor.

Als die Westerplatte mit ihren schweren MGs. noch Gift und Galle spuckt, als sich die großen M.-Boote wohlweislich noch in sicherem Abstand zu den Blockhäusern der Polen halten, trauen wir eines Morgens unseren Augen nicht.

Der Ausguck hat etwas gemerkt: „Die Bananenboote gehen an die Westerplatte heran!"

Und tatsächlich, der Kapitänleutnant mit seinen kleinen Bötchen steuert die Spitze der Halbinsel an. Das erste Boot macht sogar an dem alten Leuchtfeuer fest. Der Pole rührt sich nicht. Man sieht einige Männer auf dem Molenkopf stehen. Dann legt das Bananengeschwader prompt und ohne jeden Verlust wieder ab. Die Erkundung ist geglückt ...

Oder die schwarzen M.-Boote! Sie haben meist schon im Kriege Dienst getan. Sie haben gar keine Bequemlichkeit. Zwei Männer lösen sich im Dienst auf der Brücke ab. Sie fahren schon ein gutes Jahr zusammen. Sie sehen sich jeden Tag, und sie müßten eigentlich jedes Wort und jeden Gedanken des anderen kennen.

Auf der Zuverlässigkeit dieser Männer beruht einzig und allein die Sicherheit jeglicher deutschen Schiffahrtsstraße. Wenn sie ihre Minenroute nicht sauber abkämmen, wenn sie einen Strich Minen stehenlassen, dann ist es vielleicht um große und größte Schiffe geschehen, die jetzt achtlos an ihnen vorbeirauschen. —

Eine frische Brise steht über der Danziger Bucht. Die schwarzen Minensucher sind bei der Arbeit. Stunden, ja Tage gehen vor-

über, und nichts deutet darauf hin, daß sich einmal eine feindliche Mine im Gerät verfangen wollte.

Plötzlich Alarm! Eine Mine ist aufgetrieben und durch das Fanggerät geschnappt worden. Nun wäre es leicht, dies bösartige Geschoß durch das Maschinengewehr abzuschießen und unschädlich zu machen. Allein, man will die Mine unbeschädigt an Bord nehmen, um sie zu untersuchen und ihre Konstruktion festzustellen.

Unter großen Mühen ist es endlich gelungen, mit Hilfe des Dingis die schwarze unheimliche Kugel aus dem aufgeregten Wasser an den Flaschenzug zu hängen. Ächzend und kreischend holt der Flaschenzug das fast zwanzig Zentner schwere Geschoß hoch. Aber urplötzlich bricht die Kette unter dem übermäßigen Gewicht. Mit jähem Ruck klatscht die Mine wieder ins Wasser zurück. Schaum spritzt auf. Die Mine ist wieder in ihrem Element. Der schwarze runde Kopf mit den unheimlich langen „Fühlern" tanzt höhnisch auf den Wellen. Jetzt ist die Mine ganz untergetaucht, dann — wenn eine große Welle sie hochhebt — ragt sie fast halb aus dem Wasser.

Ehe man überhaupt einen neuen Befehl geben kann, erneut die Bergungsarbeiten zu beginnen, wird es den wenigen, die in diesem Augenblick an der Reling stehen, klar: das ganze Boot schwebt in einer entsetzlichen Gefahr!

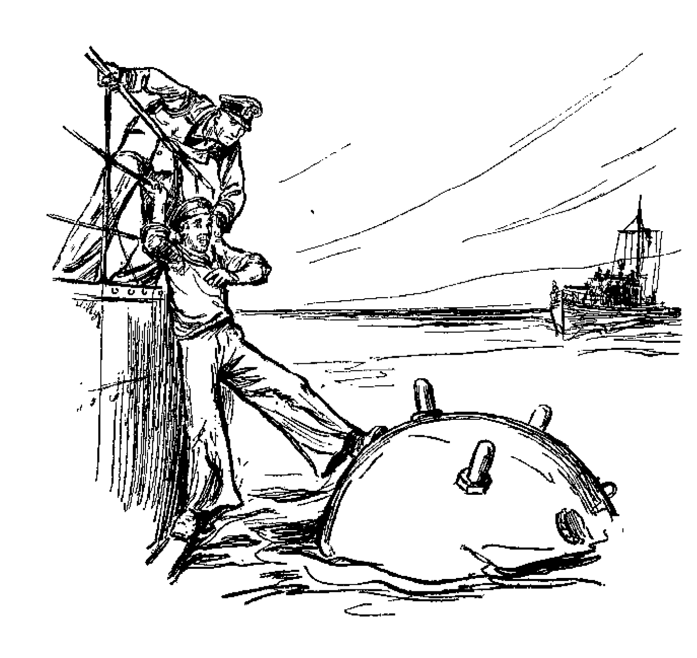
„Die Mine wird gegen die Bordwand geworfen!" Dieser Ruf treibt den Männern das Blut gegen die Schläfen.

Schon ist das tückisch sich wiegende unheimliche Geschoß mit seinen fast zwanzig Zentnern Sprengstoff der Bordwand wieder ein Stück näher gekommen. Kein noch so schnelles Manöver des Schiffes kann noch einen Zusammenstoß vermeiden. Jetzt entscheiden Sekunden über ein ganzes Schiff und den größten Teil seiner Besatzung.

Nicht nur Sekunden entscheiden! Es entscheiden auch die Nerven. Die Nerven von zwei Männern! In einem gewaltigen Satz ist der Hilfskoch über die Reling gesetzt. Ein weiterer Sprung, und

der Koch steht auf der in Wasserspiegelhöhe befindlichen Scheuerleiste, die gerade so breit ist, daß ein Mann zur Not einen Fuß auf ihr fest bekommen kann. Mit der einen Hand hält sich der Mann an der Reling fest.

„Die Mine war schon fast in greifbarer Nähe", so erzählt er später. „Von oben hielt mich der Oberleutnant fest. Jetzt konnte ich die Mine schon mit dem Fuß erreichen. Wenn ich nun eins der Hörner berührte, wäre die Mine explodiert! Ich kam mit dem Fuß gut auf der glatten Oberfläche der Mine fest. Und jetzt stemmte ich mich mit aller Kraft gegen das herandrückende Ungeheuer, indem ich mich mit den Schultern gegen die Bordwand lehnte. Der Druck war so groß, daß ich glaubte, meine Kräfte würden versagen. Die Knie drohten mir schwach zu werden. Eine Sekunde — noch eine Sekunde — noch eine — noch eine — woher ich die Kraft in diesen Augenblicken genommen habe, ist mir jetzt bei ruhiger Überlegung selbst ein Rätsel. Endlich ließ der Druck der Mine nach! Ich hatte zum ersten Male den Ansturm des Todes auf das Schiff abgewehrt. Aber die Mine gab ihr Spiel noch nicht verloren. Wieder wurde sie durch die hohe Welle gegen die Bordwand angetrieben. Dieses Mal mußte ich auch noch die Hände zu Hilfe nehmen. Eins der Hörner streifte dabei meinen Oberarm, und ich erhielt einen schmerzhaften Riß. Minutenlang hat dieser immer neu auflebende Kampf gedauert. Mir waren es Ewigkeiten. Der Oberleutnant hielt mich verzweifelt fest. Ich brauchte beide Arme und Beine zur Abwehr des Kolosses, der immer wieder herandrückte. Endlich, nach langem Warten, machte das Schiff das entscheidende und rettende Manöver. Es entfernte sich schnell aus der Nähe der gefährlichen Kugel. Wir waren gerettet. Wie ich dann an Bord gekommen bin, weiß ich nicht. Kameraden haben mir später gesagt, das alles habe nur eine halbe Minute etwa gedauert. Was ich in den entscheidenden Augenblicken gedacht habe? Nur eins: Es ist besser, daß nur zwei Mann hochgehen, als unser ganzes schönes Schiff und die vielen



Kameraden. Das hat mir wohl irgendwie die Kraft gegeben, durchzuhalten."

Das sind die Männer der Minensucher! Dieser bescheidene Hilfskoch, dessen Name hier nichts zur Sache tut, weil er nicht gerne genannt werden will, ist ein Strumpfwirker aus dem Erzgebirge und dann später Motorradlizenzfahrer für DKW. gewesen. Mit seinem roten Kriegsbart steht er wieder in der Kombüse und rührt den Löffel im Erbsentopf. An seiner Sonntagsuniform aber pendelt das Eiserne Kreuz.

Eines Mittags in Pillau an Bord von „Pelikan" und „Nautilus" hat es nach dem Essen und auch schon vorher ein wenig Whisky gegeben. Whisky in der Offiziersmesse ist an Werk-

tagen etwas ganz Besonderes. Und der Anlaß dazu war auch ein ganz besonderer.

In der vorhergehenden Nacht waren diese beiden Fahrzeuge auf dem Marsch von Stolpmünde nach Pillau. Es war eine stürmische Nacht, und die beiden braven M.-Boote mußten eine Menge Wasser übernehmen. Auf der Brücke, in dicke Mäntel gehüllt, standen frierend um Mitternacht die Wachen, als man ein paar Strich an Backbord urplötzlich in der blanken mondbeschienenen See zwei dunkle Huckel bemerkte.

Die erste Vermutung: Ein englisches U-Boot!

Aber wie sollen englische U-Boote in die Ostsee kommen? Dann vielleicht das letzte polnische Boot. Auf jeden Fall: Alarm auf allen Stationen. Die Glocken gellen durch die beiden Schiffe. Der Rote Hahn schlägt aus den Schloten, so ist die Fahrt beschleunigt. Mit voller Fahrt brausen die beiden schwarzen deutschen Boote mit besetzten MG.s auf die verdächtige Stelle zu. Wie es weiterging, erzählt der Kommandant vom „Nautilus": „Wir waren noch etwa tausend Meter bei der kabbligen See von den verdächtigen Huckeln entfernt, als wir schon ausmachen konnten, daß es sich nicht um ein U-Boot, sondern um zwei Fischkutter handelte. Hier draußen, weit nördlicher als Hela, wird aber nachts nicht gefischt. So mußte irgend etwas mit den beiden Kuttern los sein. Wir schossen also zunächst einmal unser Erkennungssignal. Von drüben keine Antwort!

Die Bedienung unseres MG.s wartete auf den Feuerbefehl. Aber noch war der Fall nicht klar. Wir kamen also näher heran. An Deck der Kutter nichts zu sehen. Die Leute da drüben schienen sich auf die Planken gelegt zu haben. Wir waren nun so dicht heran, daß wir hinüberrufen konnten. Ich versuchte es mit dem Sprachrohr, abermals keine Antwort.

‚Stoppen Sie sofort!' brüllte ich abermals hinüber.

Die Kutter liefen weg, was sie konnten. Ich sah jetzt auch einen Mann hinten am Auspuff stehen, der mit einer polnischen Offi-

ziersmütze die Funken zu verdecken versuchte, die aus dem Auspuff herausstoben.

Wenn die Burschen durchaus nicht hören wollen, muß eben das MG. einmal sprechen!

Tack — tack — tack — tack!

Das MG. bellt los, die weißen Fäden der Leuchtspurmunition sprühen zu dem hinteren Kutter hinüber. Schlagen weit hinter dem Mast in die Wellen.

Jetzt dreht der letzte Kutter sofort bei, und der andere folgt wenig später seinem Beispiel.

Noch ein paar Manöver, und wir haben den letzten Kutter längsseits. Ich springe mit gezogenem Revolver hinüber. Auf Deck stehen mit erhobenen Armen dreiundzwanzig Mann. Einer von ihnen tritt vor und stellt sich sofort als Kapitän vor. Er ist Pole, viel Deutsch versteht er nicht.

Ehe ich in weitere Unterhandlungen mit den Leuten eintrete, lasse ich sie alle an Bord des ‚Nautilus' kommen. Die meisten sind in dicke Schafspelze gehüllt und tragen frische braune Seestiefel.

An Deck bei uns meldet ein älterer polnischer Offizier — er hat inzwischen den Pelz abgelegt, und die Uniform eines Korvettenkapitäns ist zu erkennen —, daß der Kutter mit zehn polnischen Marineoffizieren und dreizehn Ingenieuren bemannt gewesen ist, die den Versuch unternommen haben, von der belagerten Festung Hela nach Schweden zu entkommen."

Hier schaltet sich der junge Kommandant des „Pelikan" ein. „Bei mir", so erläutert er, „ist die Sache etwas weniger glatt, aber dafür auch humoristischer vor sich gegangen. Ich jumpte auch bei dem zweiten polnischen Boot sofort an Deck. Auf meine Frage, wer der Kapitän sei, meldete sich niemand. Ich fragte noch einmal. Wieder keine Antwort. Ich ging die ganzen siebenundzwanzig Mann der Reihe nach durch, fragte jeden, ob er das Schiff geführt habe.

Die Antwort war immer: ‚Wir haben keinen Offizier gehabt!‘

Das kam mir schon recht seltsam vor. Ich sagte den Herren, daß ich mir das merken würde, ließ sie alle bei mir an Bord kommen. Unter den Gefangenen war ein recht dicklicher Herr, wie sich später herausstellte, der Kommandant der Seefahrtsschule in Gdingen. Einer unserer Leute wollte den Polen beim Übersteigen auf den ‚Pelikan‘ behilflich sein. Er stellte sich in recht schwieriger Stellung außen an der Reling hin und reichte den Polen, wenn ihr Boot bei der hochgehenden See auf Höhe unseres Decks stieg, den Arm. Alle waren dankbar für die Hilfe, nur der dicke Herr lehnte die Hilfe meines Mannes mit verachtungsvoller Geste ab. Er trat zu, verfehlte aber vor Aufregung die rechte Sekunde und hing plötzlich jämmerlich zappelnd außenbords, sich verzweifelt mit einer Hand an der unteren Sprosse der Reling festklammernd. Das Gelächter meiner Leute können Sie sich vorstellen.

Nun — wir holten den sehr beschämten Herrn natürlich auch



an Bord. Als wir inzwischen den Kutter durchsucht und viel privates Gepäck festgestellt hatten, hatten die anfangs sehr verschüchterten Gefangenen wohl gemerkt, daß wir nicht die Absicht hatten, sie zu erschießen, wie die Lügenmeldungen der polnischen Sender stets erzählt hatten. So wurden sie etwas aufgeweckter. Als ich mir die siebenundzwanzig Mann zum zweitenmal ansehe, traue ich meinen Augen nicht. Ganz nach rechts heraus hat sich ein besonders feiner Mann abgesondert. Er trägt das Abzeichen eines ... Korvettenkapitäns und will mit einem Male offensichtlich von mir als solcher gewürdigt werden. Da hatte sich der Feigling aber verrechnet.

‚Ich brauche drei Mann, die die Koffer von Ihnen in unser Schiff hinüberbringen. Wenn Offiziere unter Ihnen gewesen wären, hätten das auch unsere Leute getan, aber da Sie ja alle Gemeine sind, werde ich von Ihnen drei Mann aussuchen.' Schon holte ich mir als ersten den Korvettenkapitän heraus, der bleich vor Wut wurde. Dazu noch zwei Mann, die sich später auch als Offiziere entpuppten. Diese drei Gentlemen mußten nun bei dem starken Seegang wieder in den Kutter und Gepäck schleppen. Es war eine Freude zu sehen, wie die andere polnische Crew vor Lust zu platzen schien, als ihre feigen Herren Offiziere dafür büßen mußten, daß sie anfangs nicht das Herz hatten, für ihre Mannschaft einzustehen!"

So ist es in dieser nächtlichen Fahrt den beiden M.-Booten gelungen, siebenundzwanzig polnische Offiziere und dreiundzwanzig Ingenieure zu schnappen. Darunter auch den Kommandanten des Zerstörers „Wicher", einen Halbengländer, der schon im Weltkrieg unter russischer Fahne gekämpft hatte. Die Enttäuschung dieser Männer war groß. Sie hatten die waghalsige Seefahrt keineswegs aus Feigheit unternommen. Ihnen war bekannt geworden, daß Hela vor der Übergabe stände, und so hatten sie den Plan gefaßt, die Fahrt nach Schweden zu versuchen. Kälte und Seekrankheit hatten ihnen stark zugesetzt. Der Kommandant des

„Wicher" Josef de Walden meinte: „Unsere ganze Kriegführung zur See hat daran gekrankt, daß von oben immer die notwendigen Befehle zu spät oder auch gar nicht gekommen sind."

Im Zusammenhang mit diesen Erlebnissen muß noch ein kleines recht bezeichnendes Intermezzo erwähnt werden. Eines Tages wurden mehrere polnische Offiziere überraschend gefangengenommen. Beim Verhör zeigte sich besonders einer recht niedergeschlagen. Als er gefragt wurde, warum er so stark bedrückt sei, erzählte der Mann, daß er damit rechnen müsse, seine Frau, die in Gdingen lebe, nun nicht mehr von seiner Gefangennahme benachrichtigen zu können. Nun ist das vielleicht nicht so schlimm in einem Kriege, aber es erklärte sich schließlich einer der anwesenden Deutschen bereit, bei einem Aufenthalt in Gdingen der Frau eine kurze Nachricht des Gefangenen zu überbringen. Anscheinend sichtlich berührt, schreibt der Pole einige Zeilen aufs Papier. Auf der Rückfahrt kommt uns der Gedanke, doch lieber den Dolmetscher erst eine kurze Übersetzung der Nachricht anfertigen zu lassen. Als wir sie erhalten, bekommen wir die Quittung für unser Entgegenkommen. Der Zettel hat folgenden lakonischen Wortlaut: „Liebe Frau, ich bin sehr bekümmert, gefangengenommen zu sein. Die Deutschen, diese Schweine, haben uns erwischt . . .!"

Das war der Dank des Herrn, der immerhin diese deutschen Schweine für geeignet hielt, seiner Frau diese Zeilen persönlich zu übermitteln! Es versteht sich von selbst, daß daraufhin eine Benachrichtigung unterblieben ist.

Westerplatte — 7. September — 4.35 Uhr!

Es klopft dreimal kurz an die Tür. Ich fahre hoch. Wer will jetzt um halb vier Uhr morgens etwas?

Draußen eine Stimme: „Läufer, geschickt vom FdM., Sie möchten sofort aufstehen und auf die Brücke kommen!"

Die Maschinen des M.-Bootes dröhnen leise. Der Rhythmus zittert bis in meine Kammer.

Jetzt morgens um 3.30 Uhr auf die Brücke! Da steht im allgemeinen um diese Stunde nur ein Wachoffizier und lehnt sich fröstelnd an den Kompaß. Ich stolpere hoch. Die schwere Eisentür des Niedergangs wird aufgeschoben. Es ist grau und kalt draußen. Ein weißlicher Nebel liegt noch über dem Wasser.

Auf der Brücke ist diesmal nicht ein einzelner Wachhabender, sondern es befinden sich mindestens sechs oder sieben Offiziere dort.

Wo sind wir denn eigentlich? Ach so, da drüben achteraus die Weichselmündung. Vor uns im Morgengrauen eine schmale, mit hohen Buchen bestandene Halbinsel, die weit in die Danziger Bucht hineinragt. Am hellen Strand ein paar kleine Häuschen mit roten Dächern, sonst kein Leben dort vorne. Das Schiff fährt langsam mit halber Kraft auf dies Ufer zu.

Das ist die Westerplatte! Polens Bollwerk am Ausgang des Danziger Hafens. —

Ein paar Tage sind das nun schon her, da saßen wir bei einem alten Wirt in Neufahrwasser. Er hat eine Kneipe, in der die Lotsen und die Schipper wohl an Winterabenden ihren Grog trinken. Damals aber, als wir mit dem Wirt zusammensaßen, waren wir allein. Die Kneipe war leer. Die Menschen von Neufahrwasser hatten schon andere Sorgen. Sie packten ihre Habseligkeiten zusammen, denn Neufahrwasser mußte in wenigen Stunden geräumt werden.

„Sie wollen etwas über die Westerplatte hören?" hatte der alte Wirt gesagt. „Gut, da will ich Ihnen vorweg eine einzige, ganz kleine Episode erzählen. Neulich waren deutsche Zollbeamte bei mir. Sie kamen mit einer großen Wut im Bauch. Eben waren sie an der Westerplatte vorübergefahren. Drüben auf der polnischen Seite hatte ein Wachtmeister der Polen gestanden. Als die deutschen Zollbeamten vorüberfuhren, lehnte sich der Pole weit über das Geländer, stemmte die Fäuste gespreizt in die Hüften und

lachte höhnisch: ‚Euch Schweine, euch werden wir in ein paar Tagen haben!‘

Sehen Sie, darin liegt eigentlich alles, was man über unsere Westerplatte sagen kann. Da drüben sitzt mitten im Danziger Hafen eine polnische Festung. Ein gewaltiger Sperrbunker, oder wie man das nennen mag. Wenn der Pole nicht will, dann ist Danzigs Hafen gesperrt. Er bestreicht mit seinen Maschinengewehren die schmale Hafeneinfahrt. Er ist durch die Westerplatte genau genommen der Herr des Danziger Hafens. Nur was ihm genehm ist, das kann passieren, alles andere kann er zurückhalten, wann und wie er will.

Dabei war die Westerplatte einst Danzigs schönstes und gemütlichstes Familienbad. An der Seeseite der langen Halbinsel streckte sich ein schöner breiter Badestrand. Wellenbrecher schützten die Badenden. Ach, ich kenne die Menschen dort drüben noch alle. Da war das alte schöne Kurhaus mit seinem Besitzer Lettau. Dort verkehrten die Offiziere der in Neufahrwasser in Garnison liegenden Fußartillerie und der Infanterie. An schönen Sommerabenden musizierten die Militärkapellen, und eine fröhliche Menschenmenge promenierte auf den gepflegten Waldwegen bis zum Strand hinunter. Fragen Sie doch einmal Ihre älteren Offiziere, meine Herren. Die werden noch über ihre Kadettenstreiche dort schmunzeln. Neulich war einmal ein älterer Offizier bei mir. Jeden Baum kenne ich dort drüben noch, sagte er. Und besonders gut im Dunkeln!“

Wir sehen aus dem Fenster der kleinen Wirtschaft. „Da drüben an der jetzt ganz verödeten Dampferanlegestelle“, so fährt unser Freund fort, „da drüben hatte der alte Gaidis seine Gaststätte. Dort kamen dann an den Abenden die Segler vom ‚Gode Wind‘ mit ihren Booten. Und auch die Studenten der Hochschule hatten dort ihre Stammtische. Wo das wohl alles geblieben ist, was einst dort an Stichen an den Wänden hing? Alte Klipperstiche, schöne Segler mit gebauschten Segeln.

Da drüben bei Vater Gaidis hat der einstige Chefredakteur des Kladderadatsch, Johannes Trojan, seine gemütlichsten Freistunden verbracht. Er mußte nämlich wegen einer harmlosen Majestätsbeleidigung einmal zwei Monate Festung in Weichselmünde absitzen. Und einen Räucheraal gab es dort!" Der Wirt schnalzt wehmütig mit der Zunge.

Das Idyll Westerplatte hat sich nach 1919 bald verändert. Polen, durch das Versailler Diktat mutig geworden, versucht, in Neufahrwasser seine Truppen seßhaft zu machen. Das gelingt nicht. Dann taucht im Völkerbund die Frage auf, wie man den Polen im Danziger Hafen einen Munitionsstapel- und Umladeplatz beschaffen kann. Anfangs findet man im Hafenbecken keinen geeigneten Platz. Man überweist und rückverweist in Genf dieses Problem von einem Ausschuß an den anderen. Gegen einen behelfsmäßigen Platz wehrt sich Polen wieder mit der Begründung, daß das Gelände unzureichend sei.

Da tauchen ausgerechnet am Silvesterabend 1923 fünf Herren in Danzig auf. Darunter der französische Oberst Remond, der Direktor des Kopenhagener Hafens, ein schwedischer Ingenieur, ein englischer Konteradmiral. Man frühstückt gut und läßt sich dann von dem polnischen Legationsrat Morafki allerlei Gelände am Hafen zeigen. Mit der Westerplatte beschäftigt man sich sehr lange. Die Polen können triumphieren. Man macht der Delegation den Vorschlag mundgerecht, daß nur dieser Badeplatz mit seinem idyllischen Buchenwald für einen Stapelplatz in Frage kommen könne. Der Pole weiß dabei genau, daß auch die strategische Lage der Platte einzigartig ist. Polen hat mit einem Schlage den Danziger Hafen in der Hand!

Was nützt den Danzigern da noch ein Protest — man gähnt in Genf über solche ohnmächtigen Resolutionen. Es steckt ja nicht ein einziges Geschützrohr hinter diesen Protesten. Worte, ohnmächtige Worte! Es gibt Protestversammlungen, neue Resolutionen. Statt einer Würdigung tritt im März 1924 der Völkerbund in Genf

zusammen. Es präsidiert ein Südamerikaner. Er hat es in der Hand, über ein Stück deutschen Bodens zu entscheiden. Aber er kennt das Land ja gar nicht, über das hier bestimmt wird. Er weiß nicht, daß in dieser Vormittagsstunde in Genf, die so ruhig und sachlich dahinplätschert, schon über das Blut von deutschen Menschen entschieden wird. Diese Herren, die dort gelangweilt mit ihren Brillen oder Füllfederhaltern spielen, ahnen nicht, daß wegen ihrer Unterschriften einst in fünfzehn Jahren die MG.s bellen, die Geschütze der deutschen Kriegsschiffe brüllen werden und daß sie in dieser Morgenstunde blutige Saat säen, die ein halbes Menschenalter später aufgehen wird.

Die Westerplatte wird für Polen enteignet. Ja — Danzig muß noch für eine aufgemauerte Umfassung 300 000 Gulden bereitstellen. Jetzt setzt sich der Pole an der Mündung des Danziger Hafens fest. Sofort wird jedes deutsche Haus beschlagnahmt und versteigert. Die Bedingung ist bei jedem Erwerb, daß die Hotels, Pensionen, Kurpavillons und andere Gebäude sofort abgerissen werden. In den Jahren 1924 und 1925 vollzieht sich an Danzigs Hafen ein Trauerspiel. Ein blühender Erholungsort fällt restlos der Spitzhacke zum Opfer. Haus auf Haus versinkt in Schutt.

Und was entsteht statt dessen? Niemand weiß es zu sagen! Der Pole schließt den Buchenwald und den Strand hermetisch ab. Eine hohe rote Mauer umgibt das ganze Gelände. Die Bäume verwehren jede Sicht. Aber drinnen wird gearbeitet. Die polnische Besatzung ist eingetroffen. Dazu polnische Erdarbeiter. Steinschiffe machen an der Ladebrücke fest. Es wachsen Schuppen, Frachträume aus dem Boden. Eine Bahn wird durch den einst so stillen Wald gelegt. Drinnen pocht und dröhnt es. Was errichtet der Pole dort? Düstere Ahnungen beschleichen die Anwohner. Sind es wirklich alles nur friedliche Bauten, wie es in dem Völkerbundstatut bestimmt gewesen ist?

Das hat uns vor drei Tagen der Wirt in Neufahrwasser erzählt. Die folgenden Stunden haben den Krieg gebracht, und die

Westerplatte hat ihren wahren Charakter als polnisches Bollwerk nicht mehr verleugnet.

Als die deutschen Stoßtrupps sich den Eingang in den Buchenwald der Westerplatte erzwingen wollen, erhalten sie aus MG.-Ständen, die im dichten Unterholz verborgen sind, sofort scharfes Feuer. Der Stoßtrupp kennt das Gelände nur wenig. Karten dieser geheimnisvollen Halbinsel gibt es nicht. Man tappt im Dunkeln. Die Polen dagegen haben fast jeden Busch und jede Vertiefung zu einem MG.-Nest ausgebaut. Ahnungslos rennen unsere Männer in eine Flankierung hinein. Der Angriff bricht zusammen.

Wir haben später die Verwundeten besucht, die von ihren Kameraden bei diesem ersten Angriff mühselig unter schwerstem Feuer zurückgeschleppt wurden. Sie lagen auf dem breiten sonnigen Liegedeck des Lazarettschiffs „Berlin". Bei einem Mann mit drei Steckschüssen machen wir halt. Er erzählt: „Ich lag in Deckung und hätte eigentlich von dem ersten polnischen Bunker gar kein Feuer bekommen dürfen. Aber urplötzlich fühlte ich einen stechenden Schmerz in der Achsel. Ich drehte mich herum, um mich zu verbinden. Auf diese Weise bekam ich den Blick frei nach oben. Da sah ich in dem Wipfel von zwei dicht beieinanderstehenden Buchen in einer grüngestrichenen Hängematte einen polnischen Schützen mit einem leichten MG. Dieser Mann hatte es in diesem Augenblick allein auf mich abgesehen. Schon setzte er eine neue Salve heraus. In der allgemeinen Schießerei wurden meine unverwundeten Kameraden nicht auf die Richtung der Schüsse aufmerksam. Noch zweimal erhielt ich Treffer und beide Male in den gleichen Arm. Jetzt wußte ich, daß mich der Baumschütze kaltblütig weiter erledigen würde, wenn ich mich auch tot stellen würde. Ich kroch mühselig zurück. Und auf diese Weise wurde ich gerettet!"

Neben diesem Kameraden liegt ein pommerscher Landwehrmann. Er hat einen mächtigen Granatsplitter gegen den Stahl-

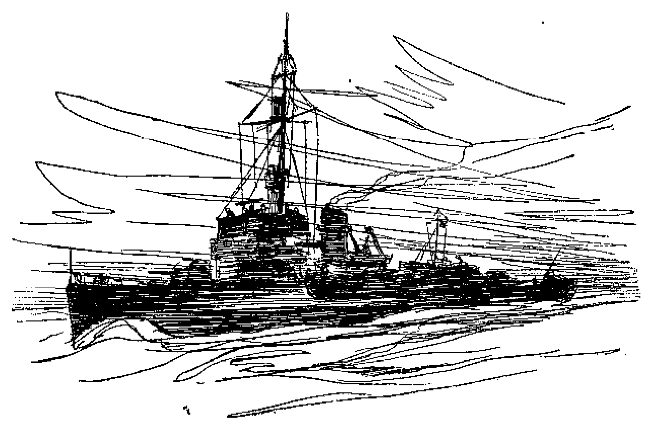
helm bekommen. Der Stahlhelm ist fast aufgerollt und völlig verbeult. „Aber der Schädel ist eisern!" sagt der brave Kerl. „Dat bißken Gehirnerschütterung macht einem echten Pommeraner gar nichts aus!"

Daneben wieder ein SS.-Sturmführer, der eine Verletzung hat, die ihn eigentlich vier Wochen ans Bett fesseln muß. „Herr Doktor", sagt dieser Soldat, „Herr Doktor, ich bitte dringend, mich in zwei Tagen wieder zu meinen Kameraden zu lassen. Ich bin gesund, und ich halte es hier nicht mehr aus. Ich will zu meinen Kameraden!"

*

Der erste Angriff auf die Westerplatte ist also abgeschlagen. Man ist auf unbekannte Verhältnisse gestoßen.

Jetzt sind wir mit Kurs auf die Westerplatte ausgelaufen. Fröstelnd stehen wir auf der Brücke unseres Bootes. Schon von weitem ist die Front zu erkennen. Ein Waldbrand hat die ganze Nacht geloht, und im Morgengrauen steigt weißer Qualm träge



zwischen den schwarzverkohlten Baumstümpfen auf. Dort muß unsere schmale Landfront gegen die Westerplatte sein.

Unser M.-Boot rauscht näher und näher an die polnischen Stellungen heran. Es ist kalt auf der Brücke. Der Radioapparat spielt eine Melodie von Beethoven. Niemand konnte ahnen, daß in ganz wenigen Augenblicken der Tanz der Geschütze in diese morgendliche Stille hineindröhnen wird.

4.35 Uhr!

In diesem Augenblick zerreißen Salven den Morgenfrieden. Von der „Schleswig-Holstein", die seit 24. August im Danziger Binnenhafen lag, sieht man jetzt den grauen Turmmast, der sich langsam jenseits der Halbinsel im eigentlichen Fahrwasser vorschiebt. Im rasenden Takt jagen die Leuchtspurgeschosse der Schnellfeuergeschütze gegen die polnischen Stellungen. Langsam schiebt sich der ganze Schiffskoloß im Grau des Nebels gegen die Westerplatte vor.

Die großen Kaliber greifen ein. Rot blitzt das Mündungsfeuer auf. Die Einschläge hallen dumpf im Wald wider. Eine Mörserbatterie nimmt den Kampf von der Flanke her auf. Große Brocken fliegen im Wald hoch. Feuerschein leuchtet zwischen dem Grün der hohen Buchen auf.

Jetzt hämmern die polnischen schweren Maschinengewehre los. Hölzern klingt ihr abgerissener Takt. Noch hat der deutsche Angriff der Landtruppen nicht eingesetzt. Von dem Donner der Batterien bebt unser Schiffsboden.

„Da drüben! Unsere Männer greifen an! Einzeln laufen sie über den gelben Strand!"

Niemand läßt in diesen Minuten das Fernglas von den Augen. Die Polen feuern wie rasend. Unaufhörlich drängt der Angriff unserer Truppen vor. Nie sieht man zwei oder drei Mann dicht beieinander. Es wird ganz gelockert gegen die Widerstandsnester vorgegangen. Die ersten Bäume des Waldes sind erreicht. Aber von dem Laub haben die schweren Brocken der „Schleswig-



Holstein" nicht viel an den Ästen gelassen. Die Stämme starren kahl in die Morgensonne, die jetzt über den erbitterten Kampf ihr Licht flutet.

Rot blitzt es zwischen den Stämmen auf. Von fern orgeln die schweren Kaliber der deutschen Geschütze heran. Hin und wieder lassen die Landangreifer weiße Leuchtkugeln aus dem Gewirr des Waldes aufsteigen, damit die Artillerie ihr Feuer schnell vorverlegt und nicht den eigenen Angriff hindert.

Ein Stoßtrupp springt gegen den ersten polnischen Bunker vor. Man hat sich in zwei kleine Gruppen eingeteilt. Die von vorn angreifende Gruppe lenkt die Aufmerksamkeit und damit das Feuer auf sich, die zweite Gruppe pirscht sich indessen seitwärts an den Bunker heran, legt ihre Sprengladungen an die Mauer, löst die Sicherung und springt mit ein paar großen Sätzen in sichere

Deckung. Kaum ist der letzte in einer Bodenwelle verschwunden, da flammt die rote Lohe blutig am Grau der Bunkerwand auf. Gewaltige schwarze Brocken fliegen durch die Luft. Als sich das Chaos der Sprengung legt, sieht man, daß der Bunker schwarz und ausgebrannt daliegt. Betonblöcke starren rauchgeschwärzt in die Luft.

Weiter rast der Stoßtrupp . . .

Blockhaus auf Blockhaus zerbirst unter den weithin über das glatte Meer dröhnenden Explosionen. In der vordersten Linie sind die Rundfunksprecher der Propagandakompanie mit eingesetzt. Sie stehen mit ihren Wagen unmittelbar in der Feuerlinie. Der Pole wehrt sich verzweifelt. Aber auf die Dauer ist seine Stellung gegen den massierten deutschen Angriff und die schwere Artillerie der „Schleswig-Holstein" nicht zu halten. Ein MG. nach dem anderen schweigt. Der ursprünglich mit dem Ziel bis zur Mitte der Halbinsel angesetzte Angriff ist schon über diese Linie vorgetragen, man nähert sich den versteckt im Walde liegenden polnischen Kasernen und damit dem Zentrum des eigentlichen Widerstandes. Immer noch sprüht und blitzt von den Türmen der „Schleswig-Holstein" die Leuchtmunition in den Wald hinein. Die Geschosse tanzen einen irren Reigen durch die Äste, springen von Hindernissen wieder hoch in die Luft, fallen erneut auf massive Widerstände, sprühen weiter wie Sternschnuppen.

Bunker krachen, Artilleriefeuer dröhnt, so geht das nun schon über eine Stunde. Über die wenigen Waldlichtungen rasen die tapferen Stoßtrupps, werfen sich hin, springen wieder vor, wieder ein Satz, und schon ist die große Schneise erreicht.

In diesem Augenblick sieht der polnische Kommandant der Westerplatte die Nutzlosigkeit des Widerstandes ein. Er zeigt aus der modernen Kaserne die weiße Fahne. Die Geschütze schweigen bald. Nur an exponierten Stellen der polnischen Stellung, wo man anfangs von der Kapitulation der Kaserne noch nichts wußte, wird noch geschossen. Bald verstummt auch das letzte MG.

Der polnische Kommandant erbittet eine halbe Stunde Zeit,



um sich für die Kapitulation vorzubereiten. Pünktlich zur festgesetzten Zeit erscheint er in Galauniform. Der kommandierende deutsche Offizier überläßt ihm in Anerkennung seines Widerstandes den Degen. Die gefangene Besatzung der Westerplatte verläßt hinter ihrem Kommandeur mit hinter dem Kopf verschränkten Armen das eigentliche Kampfgebiet. Fünf Offiziere und zweihundert Mann haben die deutschen Angriffe und Beschießungen überlebt.

Der gefangene Kommandant äußerte: „Unsere Kampfmoral hat durch den Angriff der deutschen Flieger und auch durch die schwere Beschießung allzusehr gelitten. Einen nochmaligen Angriff hätte die Besatzung nicht mehr ertragen können!"

Wir betreten das eroberte Gebiet von der Landseite. Das große Schild „Westerplatte" am Anlegeplatz der Danziger Hafenrundfahrt ragt von Schnellfeuergeschützen zerschmettert vor uns auf. Die Danziger Polizei hatte dicht daneben eine kleine Wachbude. Auch dieses Häuschen ist zerschossen. Die große rote Mauer, die einst Danzig um dies polnische Reservat ziehen mußte, ist von den Geschossen der „Schleswig-Holstein" restlos zerfetzt. Teilweise

ist ihr Verlauf gar nicht wiederzuerkennen. Runde Durchschüsse wechseln mit großen weiten Breschen.

Außerhalb des ummauerten polnischen Bezirks ragen die Ruinen von niedergebrannten Reparaturwerkstätten am Rande eines kleinen abseitigen Hafenbeckens auf. Eisen- und Transmissionsteile stechen schwarz in die pralle Morgensonne hinein. Aus dem Haufen verbeulter und verstrickter Eisenteile quillt noch schwarzer Qualm. Hoch ragen allein die Schornsteine in den Himmel.

Durch zerschnittenen, rostigen, jahrealten Drahtverhau betreten wir den eigentlichen polnischen Bezirk. Hier heißt es Vorsicht üben. Zwar hat der polnische Kommandant ausdrücklich versichert, daß keine Tretminen gelegt sind, aber das ist noch nicht bestätigt. Auf dem Gleis der einstigen Güter- und Munitionsbahn dringen wir in den Wald ein. Aber was ist von dem einst so dichten Buchenwald geblieben! Nur kahle Äste, zersplitterte Stämme! An der Somme und in Flandern gab es solche trostlose Gespensterwälder in den letzten Weltkriegsjahren. Weiß leuchten hier und da die durch Geschosse abgedrehten Äste. Oberschenkeldicke Bäume sind von den Geschossen abrasiert. Dazwischen lange und winklige Stacheldrahtlinien der Polen, überwuchert von Farnen und Gestrüpp.

Mitten auf den Schienen der Bahn lastet ein schwarzgebranntes Ungetüm. Das ist ein mächtiger Tankwagen der Reichsbahn, der, mit Brennstoff gefüllt, in den von Polen besetzten Wald hineingefahren und dort mit Zeitzündung zur Explosion gebracht wurde. Gewaltig lohten die Flammen damals durch den Wald. Die Bäume sind weithin verbrannt, der Waldboden aber kohlschwarz. Erst nach langen Bemühungen konnte dieses Feuer von den Belagerten gelöscht werden. Jetzt liegt der eigentliche Ölbunker auseinandergeblättert wie schwarzes verkohltes Papier in der Waldlichtung.

Dicht bei dem eigentlichen Gebäudezentrum ist die Wirkung unserer Stukabomben besonders eindringlich zu beobachten. Eine

500-Kilo-Bombe hat einen der wenigen modernen Bunker mitten auf den Kopf getroffen und das ganze Betongebilde restlos zerschmettert. Aus diesem Durcheinander ist noch keiner der zahlreichen Toten geborgen. Tagelange Arbeit wird zur Aufräumung notwendig sein. Dicht dabei weitere Bombentrichter. Tief wie ein kleines Haus, und unten schillert grünlich giftiges Wasser. Splitterübersät liegt der Rasen. Brandbomben dazwischen und fortgeworfene polnische lehmbraune Infanteriemäntel.

Das alte Kurhaus aus der glücklichen Zeit der Westerplatte steht noch. Es hat den Polen als Lebensmittelmagazin gedient. Mehl und Keks liegen in Bergen umher. Fensterrahmen und Türen sind durch den Druck der Fliegerbomben nach innen gedrückt und zerschmettert. Fluchtartig haben die Polen diese Räume verlassen. Flaschen, Zigaretten, blutiges Verbandzeug in wirrem Durcheinander.

Mitten in dieser Verwüstung, zwischen Toten und Unrat, liegt auf dem ausgebrannten Herd eine weißschwarze Katze und schnurrt. Fliegerbomben, Granaten, Tod und Verwüstung haben sie nicht von ihrem alten Heim verjagen können. Wir locken sie, sie miaut kläglich vor Hunger, aber sie bleibt ...

Im Keller des modernen Kasernenbaus befinden sich die Räume für die Verwundeten. Lazarett kann man dieses unbeschreiblich schmutzige Durcheinander von durchbluteten Verbänden, Medikamenten, amputierten Gliedern und Blutlachen nicht nennen. An den Fenstern dieses Raumes aber stehen die MG.s. Mitten im Knattern der Salven haben die Polen ihre Verwundeten operiert und zum Abtransport hingelegt.

Die MG.s sind um 60 Grad schwenkbar; sie hatten vor der Beschießung durch die „Schleswig-Holstein" ein vorzügliches freies Schußfeld. Mit der Verwendung von schweren Kalibern aber hat der Pole nicht gerechnet. Die Bäume stürzten vor den Mündungen der MG.s zusammen, die Blickfelder wurden kleiner und kleiner. Einige der MG.s sind durch Baumstämme so blockiert,

daß der Pole sie schon vor der Kapitulation nicht mehr besetzt hatte.

Dicht daneben liegt die Villa des polnischen Kommandanten Sucharski. Sie ist von den großen Schiffsgeschützen in eine Ruine verwandelt. Gewaltige Splitter von 28er Granaten liegen im Marmorbad. Seekarten, Briefschaften sind durch den Druck der Einschläge über den Fußboden verstreut. Auf dem Tisch ein dicker Wälzer, eine „Beschreibung der polnischen Kultur".

Wir haben diese polnische Kultur kennengelernt. In einem Dorf zwischen Karthaus und Neustadt liegen fünf Gräber deutscher Soldaten am Wege. Diese Männer haben sich nach stundenlangem Marsch in der Abendstunde von ihren Kameraden entfernt. Sie kamen nicht zurück. Erst am nächsten Tag wurden sie mit durchschnittenen Kehlen im Straßengraben gefunden. — Wir sahen einen volksdeutschen Flüchtlingswagen, der durch eine Flattermine mit seinen sämtlichen Insassen in die Luft gesprengt worden war. Diese Mine hatte beim Durchzug der deutschen Truppen nicht dort gelegen. Erst nachträglich war sie von polnischen Freischärlern auf die Straße gelegt worden. — Oben bei Großendorf am Fuße der Halbinsel Hela schickten die dort liegenden deutschen Landwehrregimenter eine Patrouille vor. Sie bekam Feuer, mußte sich zurückziehen. Ein Verwundeter mußte zurückgelassen werden. Man fand ihn später wieder. Gefesselt an einen Telegrafenmast hatte man dem verwundeten Deutschen eine Stielhandgranate in den Uniformausschnitt hineingesteckt und diese dann abgezogen. — —

Unser Rundgang über die Westerplatte geht weiter. An der Spitze der Halbinsel sind die Verwüstungen geringfügiger. Hier hat der eigentliche Kampf nicht mehr getobt. Die frühzeitige Kapitulation verhinderte das. Berge von Uniformstücken liegen im Wald. Dazwischen Handgranaten, Munition und Mützen. Überall die lehmgrauen, vorzüglich getarnten Stahlhelme der polnischen Infanterie, die nicht glatt sind wie unsere deutschen

Helme, sondern eine rauhe, wie mit Erde beworfene Oberfläche haben.

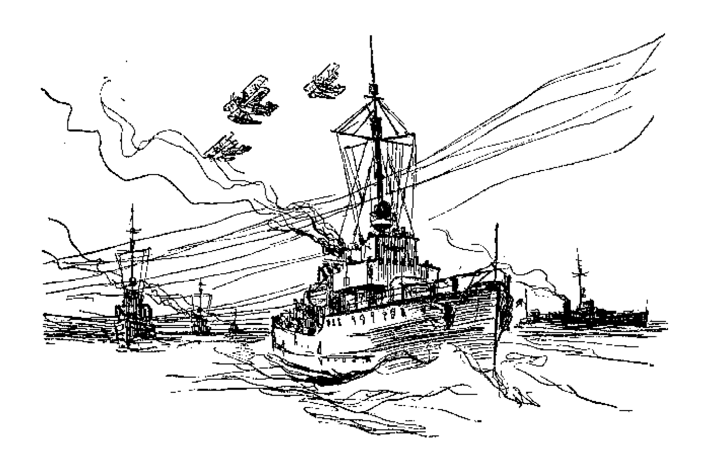
Die großen Lagerschuppen sind unversehrt. Hier lag allerdings entgegen der ursprünglichen Vermutung wenig Munition, sondern viel Rohmaterial, das uns gute Dienste tun kann.

Wir fahren mit einem Räumboot wieder nach der anderen Hafenseite hinüber und sind in Neufahrwasser. Der Ort hat durch die Wucht der Einschläge stark gelitten. Tagelang war die gesamte Bevölkerung ausquartiert und in Dörfern der Weichselniederung untergebracht. Viele Dächer haben die Ziegel verloren, kaum ein Schaufenster ist ganz geblieben. Splitter liegen noch auf den Straßen. Ein gewaltiger Kran, dicht am Hafen, ist zusammengebrochen und hat ein Sanitätsauto unter sich begraben. Baufällige Häuschen haben durch die Beschießung den Rest bekommen und sind ganz zusammengefallen. Wir rufen in einem Gasthaus an, um Quartier zu bekommen.

„Geht erst in zwei Tagen!" ruft der Wirt fröhlich zurück. „Wir räumen noch auf!" Wirklich, er rief es f r ö h l i c h! Diese Menschen haben doch jahrelang unter dem Druck des polnischen Bollwerks gestanden. Sie sind darüber nie richtig froh geworden. Jetzt haben die schweren Geschütze unserer Marine gesprochen, und der ganze Spuk ist beseitigt. Man ist frei geworden und kann aufatmen.

Während die „Schleswig-Holstein" noch bei Neufahrwasser ankert, fahren als erste deutsche Schiffe und Minensuchboote in schneidiger Kiellinie in den gewundenen Danziger Binnenhafen. Vorbei an den alten Bastionen, vorbei an den mächtigen Ölbunkern der „Baltoil", vorbei an Lagerhäusern und Schuppen. Man könnte denken, eine solche Fahrt sei nun wirklich nichts Erhebendes. Es war aber eins der schönsten Erlebnisse des ganzen Deutsch-Polnischen Krieges für die, die sie mitmachten.

Auf allen Werften dröhnten und rasselten die Werkzeuge. Die Kräne neigten sich unter den Lasten. Die Niethämmer rasten ihren



harten Takt. Die Pfeifen gellten, die Güterwagen schoben sich an den Kais entlang.

In dem Augenblick aber, als die grauen deutschen Schiffe in der Ferne sichtbar werden, verstummt jäh der ganze hastige, laute Lärm des Werktags. Die Arbeiter der Werften strömen von den Helligen herunter, sie quellen in grauen Massen aus den engen Toren ihrer Arbeitsstätten, sie klettern vor Begeisterung auf die Kräne und die Planken, schwenken Tücher, Mützen, winken mit den arbeitsharten Händen zu den ersten Schiffen hinüber, die seit Beginn dieses Krieges ihren Hafen, das deutsche Danzig, anlaufen. Der kleinste Lehrjunge in seiner schmierigen Hose umarmt vor Begeisterung den Herrn Chef, der mit seiner Gefolgschaft aus den Arbeitsräumen herausgetreten ist. Da stehen die schwarzen Kumpels, verschwitzt, mit offener Brust, sie rufen ihr „Heil!" weit über den Hafen, denn sie grüßen den Tag, an dem zum erstenmal nicht mehr der Donner der Geschütze und das Hämmern der Maschinengewehre ihre Arbeit überschattet. Sie jubeln den kleinen Schiffen zu, solange sie an ihnen vorbeifahren, sehen

noch eine Weile hinter ihnen her und kehren an ihre Drehbänke und Niethämmer zurück. Die Arbeit geht weiter, aber die Sonne scheint ihnen jetzt heller.

Mit der Erstürmung der Post und der Kapitulation der Westerplatte ist Danzig restlos befreit. Noch aber stehen auf dem Kap von Oxhöft die polnischen Batterien, noch weht im Gdinger Hafen die weißrote Polenfahne mit dem weißen Adler, noch wuchten die Batterien von Hela ihre Salven nach den deutschen Minensuchern und den Zerstörern. Der Kampf um Danzigs Bucht geht weiter . . .

Das Wunder von Oxhöft

Die schwerbefestigten polnischen Stellungen zwischen Zoppot und Gdingen haben kapituliert. Die Batterien von Hochredlau schweigen. Unter dem Druck der Sturmabteilungen der Danziger Infanterie und der SS.-Heimwehr haben die Polen den Widerstand aufgegeben. Mit breitem Grinsen zeigt uns ein riesiger polnischer Kanonier die Leiche seines Offiziers, den er selbst erschossen hat. Das ist bei den Polen häufiger vorgekommen, als man annehmen könnte. Der Abstand zwischen Offizier und Mannschaft klaffte oft verhängnisvoll. Der polnische Offizier, meist Angehöriger der winzig kleinen aristokratischen Adels- oder Grundherrenschicht, ließ sich mit seinen Soldaten häufig nur soweit ein, als er befahl und dazu die Peitsche als nachdrückliche Belehrung gebrauchte. Der „Muskote" aber duckte sich und sammelte die Wut in sich auf. Immer wieder wurden die Männer mit erfundenen Siegesmeldungen hingehalten. „Die Deutschen halten sich nur noch zwei oder drei Tage!" Oder: „General Bartnowski wird morgen, spätestens übermorgen mit seiner Armee aus Posen hier sein!" Oder: „Die englischen U-Boote bringen Nahrungsmittel und Munition heute oder morgen nacht an unsere Küste

heran!" Solche Parolen wurden von den Offizieren den Mannschaften zur Anfeuerung erzählt.

Oft wußten die Offiziere die wahre Sachlage sehr gut. Manchmal aber auch nicht. Nachrichten durch das Radio kamen nicht mehr in die von der Hauptarmee abgeschnittenen polnischen Stellungen am Meer. Unsere Störung vereitelte das. Aber auch diejenigen Offiziere, die um den Zusammenbruch der polnischen Armee wußten, ahnten nicht die schmähliche Flucht ihrer verantwortlichen Männer, insbesondere die Feigheit ihres Marschalls Ridzs-Smigly. Ich habe polnische Offiziere in Tränen ausbrechen sehen, als man ihnen unwiderleglich nachwies, daß schon vor Tagen die Führer der polnischen Armee nach Rumänien geflohen seien. Eine Welt brach in ihnen zusammen. —

Mehr und mehr nähern sich unsere Landtruppen der Hafenstadt Gdingen. Nächtlich lohen am Himmel große Brände. Sie sind so hell, daß selbst die draußen vor Gdingen patrouillierenden Minenboote deutlich auszumachen sind. Man kann draußen auf der Bucht im Schein der Brände deutscher Dörfer die Seekarte klar lesen. Klein Katz, Groß Katz oder auch der abseitige Brauchtischhof stehen in Flammen.

Alle diese Verwüstung nützt den Polen nichts mehr. Eines Morgens steht die deutsche Landarmee in den ersten Siedlungen von Gdingen. Jetzt ist es für die Marine an der Zeit, den Hafen anzugreifen, um dem Polen die Möglichkeit zu nehmen, seinen Widerstand an eine Front zu konzentrieren.

Im Grau eines regenschweren Vormittags taucht der Gdinger Hafen mit seinen weit in die trübe Flut hineinfassenden Molen vor uns auf. Man erkennt schon die schwarzen Gittertürme der Kräne am Polnischen und Schlesischen Hafenbecken. Dahinter, fast unwirklich, als graue Schemen die Hochhäuser dieser Hafenstadt, die noch vor zwanzig Jahren aus hundert ärmlichen Hüttchen bestand.

Sicher ist den meisten Polen das englische Intrigenspiel um

Gdingen gar nicht klargeworden. Man gab ihnen in Versailles Danzig nicht. England war dagegen. Nicht um Danzig deutsch zu lassen, nein — man wollte keine neue Seemacht in der Ostsee. Polen erhielt einen hafenlosen Küstenstrich. Dennoch baute sich Polen den Gdinger Hafen, aber nicht mit eigenem Geld, sondern ... mit englischen und französischen Krediten. So steht jetzt vor uns ein Treibhausgebilde. Auf sandigem Grund ist in zwanzig Jahren eine Stadt auf fremden Krediten emporgewuchert, die vor fünfzig Jahren in Amerika hätte stehen können. Kahle, schmucklose Wolkenkratzer ragen nach Art einer Weltstadt in die Luft. Daneben aber verkommene Gärten und kleine Bretterhütten. Ein gediegenes Dorfkirchlein, zu dem einst ärmliche Fischer mit ihren zerlesenen Bibeln pilgerten, duckt sich unter so viel frecher und breiter Häuserwucht.

Hochhaus und Hütte, Strohdachhaus und Benzinkanister, Boulevardleben wie in Warschau oder Lemberg und dazwischen stille abgeerntete Kohlgärten, in denen magere Kühe die Strünke abnagen. Eine Stadt, die nicht gewachsen ist, sondern die aufgemöbelt wurde. Häuser, die keinen festen Grund haben, weil man sie roh in eine Landschaft klebte, die eben nie und nimmer polnisch oder amerikanisch ist.

Näher und näher kommt unsere Pinasse diesem Durcheinander von Stadt. Das kleine Schiff hebt und senkt sich in der Dünung. Wir haben einen Auftrag zu erfüllen, über dessen Tragweite zunächst niemand so recht Bescheid wußte. Erst als die grauen Stielhandgranaten in das Boot gelegt wurden, sah man sich ernst an.

Der Auftrag lautet kurz: „Ein Offizier und vier Mann haben mit der Pinasse in den Gdinger Hafen vorzustoßen, anzulegen und dann die Verbindung mit den an Land vorgehenden Truppen des Generals Eberhard aufzunehmen."

Da sitzen nun diese fünf Mann. Ein blutjunger Leutnant. Langaufgeschossen, vor vier Wochen wohl noch Fähnrich. Schma-

les Gesicht, Auslandsdeutscher aus Brasilien. Er hat sich zwischen seine vier Männer gesetzt und eine große polnische Karte von dem Hafen und der Stadt ausgebreitet.

Um ihn herum die vier Mann. Alles gesetzte Leute. Um den rötlichen Stoppelbart hängt lose der Riemen des Stahlhelms. Als man ihnen von Bord des Schiffes beim Übersteigen in die Pinasse einen Witz zuruft, haben sie den fröhlichen Mann dort oben nur ganz ernst angesehen. Ihre Augen sind hart. Im Riemen um die Hüften stecken die Handgranaten. Keiner sagt ein Wort. Sie schweigen sich an.

Aber was ist das für eine Macht: ein Leutnant und diese vier Mann! Es mag nur eine kleine Patrouille sein, wenn man die Menge militärisch bewertet, aber es ist eine Einheit, die soll erstmal ein Feind auseinandersprengen. Jeder sorgt für den anderen. Es gibt vielleicht keinen Augenblick im ganzen Leben, in dem man sich selbst so unwichtig vorkommt, wie vor einem Unternehmen im Kriege, dessen Ausgang immerhin zweifelhaft ist.

Weit und offen gähnt die Hafeneinfahrt jetzt vor uns. Von den Oxhöfter Batterien, die die Polen zum Schutz des Gdinger Hafens in ein vorspringendes Hügelkap eingebaut haben, beginnt die Schnellfeuerbatterie zu hämmern. Näher und näher kommen die kleinen Wasserfontänen an die Pinasse heran. Jetzt heißt es: „Volle Fahrt voraus!" Umkehren? Das gibt es gar nicht!

Minen? Mag sein, aber das darf uns jetzt nicht kümmern. Vorsichtshalber in Kniebeuge gehen? Ach, wenn schon eine trifft, nützt das auch nichts mehr. Lieber die Knarre fester anfassen. Das ist immer besser gewesen, als allzu viele Möglichkeiten durchzudenken.

„Alle mal herhören!" Der Leutnant tippt auf seine Karte. „Wir landen direkt unter den großen Kränen dort rechts. Da haben heute nacht MG.-Schützen dringesessen. Wollen mal sehen, was dort jetzt los ist. Dann geht's zu Fuß nach Gdingen hinein. Das ziehen wir so auf: Zwei Mann linke Straßenseite, zwei

auf der rechten. Jeder hat die Dächer unter Beobachtung zu halten, die auf der gegenüberliegenden Seite sind. Haben das ja schon in der Kampfzeit gemacht, kennen das also genug. Und dann: wenn einer liegenbleibt, die anderen nicht stehenbleiben. Geht hierbei leider nicht. Gefährdet nur die anderen! Statt dessen an die Hausfronten heran. Warten — Deckung nehmen! Und nun paßt auf, die Richtung zum Rathaus ist diese hier . . ."

In diesen kleinen, winzigen Augenblicken eines großen Krieges zeigt der Leutnant sich als ganzer Soldat. Zwei kleine Boote kommen uns entgegen. Auf beiden ist von der deutschen Besatzung ein MG. montiert. Eins davon soll uns eigentlich als Schutz in den Hafen hineinbegleiten. Es stellt sich heraus, daß der Motor des einen MG.-Bootes Störung hat. Es wird von dem anderen geschleppt.

Also ohne MG.-Schutz in den Hafen einfahren? In Polens größten und einzigen Handelshafen? Oder umkehren?

Der Leutnant winkt ab: „Dann fahren wir eben ohne MG. Was uns das auch schon nützt!" Die Männer nicken. Jetzt braust die Pinasse in das Hafenbecken hinein. Ganz ferne am waldigen Ufer sieht man deutsche Infanterie ausgeschwärmt vorrücken. Jetzt sind sie bei den ersten Villen am Waldrand angekommen. Ein paar graue Kampfwagen stoßen nach.

Der Leutnant hat sein Täschchen mit Zigaretten herausgeholt, und die Männer rauchen. Bedächtig, Zug um Zug. Keiner spricht dabei. Das Boot schiebt sich jetzt mit rauschender Bugwelle an den Kai heran. Ist er unterminiert? Man weiß es nicht. Das ist jetzt auch gleich, muß seinen Willen haben. Wir finden eine kleine Eisenleiter, die bis ins Wasser hinuntergeht. Der erste von uns hängt dran. Klimmt hinauf, steht oben auf den glatten Steinen. Die anderen entern nach.

Deutsche Marine steht erstmals im Gdinger Hafen!

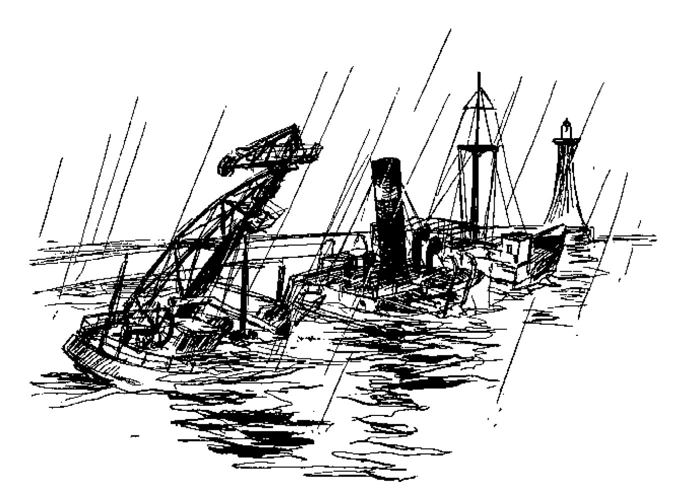
In der breiten Einfahrt ragen die Masten und Schornsteine eines versenkten Dampfers aus dem blanken stillen Wasser, in

das der leise Regen hineinrieselt. Der Pole versenkte das Schiff, um den Hafen zu sperren, unsere kleine Pinasse flitzt daran vorbei.

Drinnen im ersten Becken wiegen sich herrliche Jachten. Abgetakelt und ohne Wimpel. „Alles bei Abeking und Raßmussen gebaut!" meint unser Leutnant. „Feine Boote, aber segeln können sie den ganzen Tag nicht damit, die Polen!"

Seltsam eigentlich! Beste Jachten, im Ausland gebaut, aber keine Segler. Beste Ozeanriesen, im Ausland gebaut, aber keine Seeleute. Beste Zerstörer, im Ausland gebaut, aber keine Offiziere. Polens Seegeltung, Polens Seemannstum — beruhte im Grunde auf Anleihen und der Arbeit fremder Konstrukteure und Techniker. Überall aber das krampfhafte Bestreben, diese Seegeltung irgendwie historisch zu begründen.

Steht doch vor der Oxhöfter Unteroffiziersschule ein großes, künstlerisch nicht einmal schlechtes Denkmal. Man läßt sich die Inschrift übersetzen. Der Text lautet: „Dem großen Siege ge-



widmet, den König Sigismund zur See über die Schweden bei Oliva erfochten hat!"

Ein Historiker wird wohl über diesen großen Sieg erstaunt sein, er wird weiter einwenden, daß doch im allgemeinen die Denkmäler von großen Siegen dort zu stehen pflegen, wo sie errungen sind. Allein darauf ist es dem Polen doch nie angekommen. Er muß auf alle Fälle ein Seefahrervolk darstellen. Koste es, was es wolle.

So kauft er sich in Deutschland die herrlichen Jachten, die jetzt vor uns liegen. Aufgebrochen von polnischen Fledderern. Wir stampfen auf dem Kai entlang. Kein Mensch zu sehen. Fern hämmern Maschinengewehre, und dumpf krachen Handgranaten.

Verlassen ragen die hohen Kräne. Ein mächtiger Neubau — innen fertiggestellt — hat noch keine Außenmauern. Sie sollen mit Beton nachgegossen werden. Ein Silo vielleicht. Wir beobachten die Dächer. Aber kein MG. ist zu sehen. Vor uns nun das weiße Klubhaus des Warschauer Jachtklubs. Alles aufgerissen und durchwühlt. Ein großer Dreimaster liegt dort vertäut. Hinauf und nachsehen, was drin ist! Hier gähnt die Verlassenheit. Die Türen klappen hohl und gespensterhaft. „Fast wie auf dem Fliegenden Holländer!" sagt einer von uns.

„Fliegender Holländer mit schlechtem Ozon!" lacht ein anderer.

Wir finden in der Eile nichts. Eine Woche später sind dann doch noch zwei polnische Marinesoldaten total verhungert aus diesem Schiff herausgekrochen und haben sich den Wachen gestellt.

Die Hafenstraßen sind noch nicht gepflastert. Gewaltige Pfützen stehen vor prunkhaften Kaufhäusern. Stroh und Schmutz neben den breiten Asphaltbürgersteigen. Gras wächst noch vor dem Tungsramhaus, das auch mitten in Berlin stehen könnte. Dann urplötzlich Schützengräben, unbesetzt, einige Waffen darin. Ein Kino spielte einen französischen Film, ein Liebesstück, wie angekündigt wird. Man lacht und geht weiter. Immer die Augen oben an den Dachrändern. Unsere Schritte hallen. Die Stadt ist tot, und doch sitzen 130 000 meist polnische Einwohner hinter

diesen Wänden. Fünf Mann marschieren zwischen ihnen hindurch.

„Vorne hat sich was gerührt, Herr Leutnant!" Ein Mann ist in Deckung gegangen. Wir bleiben in Hauseingängen stehen. Alle Türen sind verschlossen. Langsam, Haus für Haus, gehen wir weiter.

„Da sind Deutsche!" Tatsächlich, die Infanterie ist an uns heran. Im Glas sind jetzt deutlich Danziger Infanteristen zu erkennen. Wenig später, und wir sind bei ihnen. „Gdingen ist jetzt besetzt", rufen sie uns schon entgegen. „Aber damit ist die Arbeit noch nicht getan! Jetzt muß Oxhöft noch fallen!"

*

Zwei Tage später. Eben haben wir Postkarten in einem Laden gekauft. Ansichten von den großen polnischen Ozeandampfern, die jetzt für die Engländer Munition laden sollen. Die beiden Verkäuferinnen wollten es uns nicht glauben, daß Beck und Ridz-Smigly in Rumänien sind. Wir gaben uns die größte Mühe, sie zu überzeugen. Es hatte keinen Sinn.

Der Pförtner im einst polnischen Café, das sich sofort in „Café Berlin" umfrisiert hat, grüßt ergeben mit „Heil Hitler!" Vier Tage früher hätte er vermutlich einen Gast, der mit dem gleichen Gruße hineingekommen wäre, totgeschlagen. Auch zieht jetzt jeder zweite Mann einen klebrigen alten preußischen Militärpaß aus der Tasche. Mit einemmal ist er wieder ein treuer Deutscher, der mindestens dreimal im Westen verschüttet war und auch noch dieses seltsame Nervenzucken von damals behalten hat. Vorsicht!

Man muß nur einmal eine Stunde bei der Sichtung der Zivilgefangenen zusehen, dann erlebt man sehr interessante Szenen. Vor einem großen Kino auf der Straße eine mächtige Menschenansammlung. Meist Frauen. Man hat nämlich sicherheitshalber zunächst einmal die gesamte männliche Bevölkerung verhaftet, um sie dann in Ruhe sieben zu können. Die Frauen draußen meinen,

ihre Männer würden erschossen. Wir haben das nicht verbreitet, so kann uns das auch nicht sonderlich rühren.

Der Grund zu dieser umfassenden Haftmaßnahme ist ein polnischer Armeebefehl, sich sofort bei der Besetzung einer Stadt der Militärkleidung zu entledigen und als Zivilist unterzutauchen. Daher die strenge Kontrolle. Daß sie nicht unberechtigt ist, erweist sehr bald ein kleiner Vorfall. Einer der Beamten hat den Verdacht, daß zahlreiche Soldaten unter den Zivilisten sind. Er läßt alle Verhafteten zusammenkommen und meint, daß die ehemaligen Soldaten sich doch wohl lieber unter ihresgleichen aufhalten würden. Wer also Soldat sei, könne sofort seine Lage bessern, wenn er jetzt heraustrete. Es meldeten sich eine ganze Reihe von Infanteristen, darunter sogar ein Offizier.

Auf der anderen Seite können zahlreiche junge Kerle keine Papiere vorlegen. Es stellt sich heraus, daß sie kurz vor dem deutschen Einmarsch aus den Gefängnissen entlassen worden sind! Diese Burschen hatten in Scharen die Stadt unsicher gemacht und ihre eigenen Landsleute an allen Ecken und Enden bestohlen.

„Man muß über den unerhört schlechten Gesundheitszustand der polnischen Jugend staunen", erklärt uns ein älterer Kriminalbeamter in einer Pause. „Ich habe Dutzende von jungen Menschen mit ärztlich bestätigter hochgradiger Schwindsucht gefunden. Alles eigentlich Bauernkinder kaschubischen Schlags. Die Regierung hat sich um diese Menschen nicht im geringsten gekümmert. Arbeitslosigkeit, Unterernährung und auch der unstete Lebenswandel tragen die Hauptschuld an dem erbärmlichen Gesundheitszustand. Dabei war gerade dieser Menschenschlag an der Danziger Bucht früher geschätzt wegen seiner Arbeitsfreude. Wir haben hier viel nachzuholen!"

*

„Sie mögen Gdingen überrennen, Sie mögen auch Hela erobern, aber das sage ich Ihnen, nie werden Sie Oxhöft bezwingen!" Diese großsprecherischen Worte hatte vor wenigen

Tagen noch ein polnischer Offizier gesagt, nachdem er sich mit einer ganzen Kompanie vorzeitig und ohne eigentlichen Kampf ergab. Was ist nun dieses Oxhöft? Nordwärts des Hafens von Gdingen erstreckt sich ein Bergrücken in die Danziger Bucht, der schwach bewaldet ist. Landwärts ist diese Kuppe vom eigentlichen Binnenland durch ein tiefes Moor getrennt, das, von Wassertümpeln durchzogen, nur eine einzige Straße trägt, die sich über Gräben und Teiche auf die Höhe hinaufwindet. Nach See zu also uneinnehmbare Steilküste, nach Land zu kaum begehbare Sümpfe. Auf der Höhe aber, die, kahl und unwirtlich, nur am Rand Baumbestand hat, sind Geschützstände eingebaut, kleben Maschinengewehrnester und liegen tief im Berginnern hinter langen Gängen die großen Kasematten für die Besatzung der Feste.

Längst ist dieser Bergrücken von Land aus abgeschnitten. Tagelang hat die „Schleswig-Holstein" schon im Verein mit den beweglichen kühnen Minensuchbooten die Bergstellungen beschossen. Aber jedesmal, wenn die deutschen Schiffe einen Vorstoß in Richtung Oxhöft wagten, empfing sie neues Feuer. So muß hier die Entscheidung von Land aus fallen. Am 18. September stürmt das Danziger Infanterieregiment 2, das aus Danziger Freiwilligen aller Altersklassen besteht, die Höhen der Oxhöfter Kämpe von Gdingen aus. Wie dieser Erfolg zustande gekommen ist, das hat uns Oberst von Groddeck, der Leiter des Angriffs, wenige Stunden nach dem Sieg berichten können:

„Wir erreichten an zwei Stellen, nämlich an der Funkturmhöhe und ostwärts der Kolonie Oblusch, den Kamm der Höhe und hielten gegen starke polnische Gegenangriffe unsere Stellungen. Am Tage darauf drang dann das Regiment mit dem zweiten Bataillon bis zum westlichen Kasernentor der Festungskaserne vor. Die andern beiden Bataillone erreichten die Höhenstraße von Oblusch nach Oxhöft und säuberten das Gebiet bis zur Ostsee. Nun erst war der Ring um Oxhöft vollkommen geschlossen. Und nachmittags um drei Uhr sammelten sich die Trup-

pen zum letzten entscheidenden Sturm auf Dorf und Feste Oxhöft.

Besondere Schwierigkeiten entstanden dadurch, daß die Artilleriebeobachter in dem Sumpfgelände vor den Höhen nicht schnell genug vorwärts kamen und die Geschütze deshalb nicht von Anfang an den Angriff mit der ganzen Kraft ihrer Kaliber unterstützen konnten. Als aber das Feuer der Geschütze im gleichen Augenblick wie der Hauptangriff einsetzte und die Artillerie mit ihren vier Batterien richtig loslegte, war die Wirkung hervor-



ragend. Unsere Männer überraschten die polnischen Truppen meist zusammen mit den Zivilisten noch in den Kellern."

Auf diese Weise trafen die deutschen Angreifer erst vor der Hafenkaserne auf den Hauptwiderstandsherd. Hier hatten sich zahlreiche Fähnriche und die Bedienung der Küstenbatterien verschanzt, die sich bis zuletzt verzweifelt und tatkräftig wehrten. In der Hitze des Gefechts geschah es, daß die fünfte Kompanie der Danziger Infanterie fast zwei Stunden lang im heftigen Feuer vor der Hafenkaserne lag, ohne noch Verbindung mit dem Gros ihrer Truppe zu haben. Aber das brach den Angriffsgeist der vorzüglichen Truppe nicht. Maschinengewehrsalven und sogar Schüsse mit Rehposten kamen aus den Fenstern des großen, weißen polnischen Gebäudeblockes, dessen nach vier Seiten gehende Fronten diesen Teil des Kampffeldes beherrschten. In diesem modernen Gebäude hatte sich die beste Truppe der Polen eingenistet, Unteroffiziersschüler aller Formationen, die man hier zu Lehrgängen aus der ganzen Armee zusammengezogen hatte.

Als nach den letzten Granateinschlägen der polnische Parlamentär mit seiner weißen Fahne aus der Hafenkaserne bei der fünften Kompanie erscheint, hat das massierte deutsche Artilleriefeuer seine Wirkung nicht verfehlt, wenn auch die eigentliche Kaserne, im Gegensatz zum Dorf Oxhöft, wenig gelitten hat. Der polnische Kapitän steht vor den ersten Deutschen. Erstaunt sieht er sich um.

„Wo ist denn ihre Truppe?" fragt er verwundert den deutschen Offizier, einen alten Kriegsteilnehmer der Verdunkämpfe.

„Meine Truppe? Hier — diese 35 Mann!" sagt der Deutsche stolz. Erschüttert schweigt der Pole, als er den kleinen Haufen sieht, der nunmehr seine Deckung verläßt und näher kommt.

Oberst v. Groddeck erzählt weiter von der Übergabe der Kaserne: „Ich fuhr in das brennende Dorf vor, um mit den Sturmtruppen Verbindung aufzunehmen. Traf aber in dem Qualm der brennenden Häuser keinen Führer und geriet so mit einem Kübelwagen

und der Funkstelle vor den Haupteingang der Hafenkaserne. Im Glauben, daß die Kaserne bereits besetzt sei, betrat ich sie. Im Eingang meldete mir ein Feldwebel meiner Truppe, daß der Kommandant bereit sei, zu kapitulieren.

Auf dem inneren Hof herrschte ein unglaubliches Durcheinander. Die Soldaten kümmerten sich um uns nicht. Sie waren nur bestrebt, aus den eigenen Vorräten möglichst viel für sich zu erraffen. Urplötzlich stand vor uns ein deutscher Fliegeroffizier. In knappen Worten machte der Leutnant Meldung, daß er hier mit 40 Kameraden gefangen gewesen sei. Nun suchten wir den polnischen Kommandanten. Endlich wurde er mit seinem Stab entdeckt. Er hatte sich in den hintersten Raum des großen Gebäudes zurückgezogen, weil er hier am besten gegen das deutsche Artilleriefeuer gedeckt war. Wir entdeckten später, daß einzelne Offiziere von ihren Leuten ermordet worden waren, wohl um an die von ihnen geschützten Kassen heranzukommen.

Der Kommandant und sein Stab machten einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck. Es war eine düstere Versammlung, die in dem kleinen Zimmer am Ende eines langen Flures tagte. Finster blickte ein schwarzbärtiger Pope aus dem Kreis der Uniformträger auf mich.

In den Mienen der Offiziere paarte sich Unsicherheit und Haß. Es erschien mir zweifelhaft, ob der Kommandant noch irgendwelchen Einfluß auf seine draußen tobenden Leute besaß. Ich ließ also einen Doppelposten in dem Zimmer und ging nun in der Bedeckung der übriggebliebenen drei Mann zurück. Auf meinen Befehl sammelten sich draußen mittlerweile langsam die Gefangenen, es waren über 1000 Mann!"

„Welch wunderbarer Geist bei unseren Männern", sagt der Oberst leise. „Hier stehen achtzehnjährige neben zweiundsechzigjährigen Freiwilligen. Und sie haben alle die großen Strapazen und Entbehrungen gut überstanden. Da sind in meinem Regiment zwei Männer, die über sechzig Jahre alt und Bauern in der

Weichselniederung sind. Nun weiß ich als Danziger, daß dort erst jetzt geerntet wird, und ich schlug den beiden Männern vor, sie möchten sich doch reklamieren lassen, weil der Hof seine Ordnung haben müsse. Nie habe ich Männer so enttäuscht gesehen.

‚Wenn Sie uns schon Urlaub geben wollen', sagte der eine, ‚dann genügen genau acht Tage, Herr Oberst. In einer Woche also sind wir wieder da.'

Und tatsächlich, genau nach einer Woche stellten sich die beiden Bauern wieder beim Regiment ein. Sie haben ihre Ernte unter Dach und Fach gebracht, und beide haben jetzt bei Oxhöft sämtliche Angriffe mitgemacht und heil überstanden."

Die Geschützstände auf der Kuppe des Berges sind nach dem Angriff verwüstet. Man erkennt, welche vorzügliche Wirkung in erster Linie die Kanonen der Kriegsschiffe und auch die Fliegerbomben gehabt haben. Über die Kuppe zieht sich eine tiefe Einkerbung, die mit Buschwerk bestanden ist. Dort unten im Grund lag sorgfältig getarnt ein polnischer Bunker. Eine Stukabombe hat genau auf dem Scheitelpunkt der Betonplatte gesessen und ist im Innern des vollbesetzten Bunkers explodiert. Kein Mann kam hier lebend heraus. So rächten die Flieger ihre beiden Kameraden, die dicht dabei auf einem Feld mit einer Bombenmaschine abstürzten und die nun unter schmalen schlichten Holzkreuzen ruhen. Als der Führer mit seinem Gefolge wenige Tage später Oxhöft besucht, verweilt er eine Zeitlang am Grabe dieser beiden Männer und ehrt sie mit seiner Begleitung ergriffen durch den Deutschen Gruß.

Geschütze französischer Herkunft hatten die Polen auf der Spitze der Halbinsel aufgestellt. Getarnt durch Buschattrappen, beherrschten sie lange Zeit den Hafen von Gdingen. Schließlich aber fiel das erste Geschütz einem seltenen Zufallstreffer zum Opfer. Ein deutsches Schnellfeuergeschoß durchlöcherte das Rohr von der Seite und machte damit die Kanone kampfunfähig. Von tausend



ähnlichen Treffern werden wohl alle an dem glatten Rohr irgendwie abprallen, dieser Kernschuß aber durchbohrte das Eisen und blieb im Lauf zerquetscht liegen.

Die Besatzung dieser polnischen 10,5-Zentimeter-Geschütze war während der deutschen Beschießung in der Lage, durch einen senkrechten Betonschacht auf einer schmalen Eisenleiter in sichere Unterstände zu schlüpfen. Allein gegen Überraschungen war auch

diese Batterie nicht gefeit. Ein einziger überraschender Artillerieüberfall durch Minensucher kostete nach Aussagen von Gefangenen über vierzig Tote.

Man wird sich bei diesen Schilderungen sicher fragen: „Was hat denn eigentlich die polnische Flotte während des Krieges im Osten gemacht?" Haben die polnischen Schiffe angegriffen oder sich doch wenigstens verteidigt? Wie die Polen aber in vielen Dingen mit ihrer Macht oder ihrem militärischen Können sehr renommiert haben, so ist es auch bei der Flotte gewesen: man hatte große Pläne und große Worte, der Erfolg ist aber nur sehr spärlich geblieben. Standen auf den großen Bauprogrammen von 1924 zum Beispiel zwei mächtige Schlachtschiffe, so wurden diese hochtrabenden Ziele sehr bald zurückgestellt. Man mußte doch auf fremden Werften bauen, weil man selbst vom Schiffsbau nichts verstand.

Als der Krieg dann ausbrach, hatte Polen einen modernen Minenleger, den in Frankreich gebauten „Gryf", vier Zerstörer und vier bis fünf U-Boote. Noch bevor der erste Schuß an der Front gelöst wurde, hatten die drei Zerstörer „Grom", „Blyskawica" und „Burza" die Ostsee verlassen! Sie jagten in voller Fahrt aus dem Gefahrengebiet heraus und erreichten tatsächlich die offene Nordsee, bevor die Kriegshandlungen begannen. Zurück blieb also nur der Zerstörer „Wicher", der sich mit dem Zerstörer „Leberecht Maaß" in den ersten Kriegstagen ein kleineres Artilleriegefecht ohne Entscheidung lieferte. Am 3. September aber griffen die deutschen Sturzkampfflieger im Hafen von Hela den „Wicher" und auch den Minenleger „Gryf" an. „Wicher" wurde zum Sinken gebracht, „Gryf" ist schwer beschädigt gleichfalls gesunken. Von seiner Fähigkeit, dreihundert Minen bei einer Fahrt auszulegen, hat dies größte Schiff der polnischen Marine nur sehr bescheiden Gebrauch gemacht. Ehe überhaupt in dieser Richtung ein offensiver Plan gemacht wurde, waren unsere Stukas da und nahmen dem polnischen Flottenchef die weitere Sorge für

die Befehlserteilung ab. In Heisterneſt iſt dann noch eine Reihe von Kanonenbooten und ähnlichen kleinen Schiffen durch Flieger verſenkt worden. Man ahnte genau genommen ſchon nichts mehr von ihrer Exiſtenz, da ſie ſich nicht auf die See hinauswagten, ſondern mutlos im Hafen ihre Vernichtung abwarteten.

Nicht viel anders iſt es mit den polniſchen U-Booten geweſen. Das erſte Boot der Polen iſt durch ein deutſches U-Boot, nämlich U 22 unter Kapitänleutnant Winter, verſenkt worden. Wir fragen den ſchneidigen Offizier nach dem Hergang der Verſenkung, aber er iſt nicht der Freund großer Worte. „Da iſt nicht viel zu ſagen", meint er lakoniſch. „Wir haben das polniſche U-Boot geſehen, da hat's geknallt und weg war's." Aber dann erfährt man doch noch etwas mehr: „Ich hatte bei der Unternehmung viel Kriegsglück! Mein Boot befand ſich in Warteſtellung mit dem Auftrag, die polniſche U-Boot-Waffe anzugreifen. Schon hatte ich den Befehl heimzukehren gegeben, als ich nachts durch das Glas querab ein polniſches U-Boot ausmachen konnte. Der Mond war gerade aufgegangen. Es gelang mir, die Vorbereitungen für den Torpedoſchuß zu treffen und dennoch vollkommen unbemerkt zu bleiben.

Nach dem Schuß ſchlug eine Wolke von Rauch und Waſſer am feindlichen Boot empor und nahm mir für lange Zeit jegliche Sicht. Als dann das Blickfeld wieder frei war, da war der Feind nicht mehr auszumachen. Kein Zweifel war nach dem Treffer möglich, daß das gegneriſche Boot mit Mann und Maus vernichtet worden war!"

Ein zweites U-Boot iſt dann auf ähnliche Weiſe durch U 14 vernichtet worden. Ein drittes hatte durch ein Minenſuchboot ſchwere Beſchädigungen erhalten, da die geworfenen Waſſerbomben in nächſter Nähe des Feindes explodierten. Immerhin iſt es dieſem Boot gelungen, noch einen neutralen Hafen zu erreichen, wie auch ein viertes Boot unbeſchädigt in Schweden die Flagge ſtreichen mußte.

Bleibt also nur das U-Boot „Orzel“ übrig, das 1938 der Polnische Flottenverein bezahlte. Dieses Schiff kann den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, durch ein Verbrechen die Möglichkeit erhalten zu haben, den Piratenkrieg fortzusetzen. „Orzel“ hatte in Reval die Flagge gestrichen und lag interniert mit einer Wache an Bord im Hafen. Die Polen haben diese Wache ermordet und sind heimlich und gegen das Völkerrecht wieder ausgelaufen. Sie wurden damit Piraten, ganz gleich, welche Flagge sie setzten. Und es ist eigentlich recht bezeichnend, daß das letzte unversehrte Schiff der so großsprecherischen „Seemacht“ Polen als Piratenschiff irgendwo umhergeisterte. Es ist genau genommen ein Ende, das dem Anfang der polnischen Herrschaft an der See würdig gegenübersteht.

Wer einmal nach Putzig kommt, das die Polen „Puck“ nannten und in dem viele anständige deutsche Fischer und Gewerbetreibende leben, der erfährt vielleicht von alten Leuten die gleiche Geschichte, die doch recht bezeichnend für die „Seemacht“ Polen ist. Des Abends im „Deutschen Haus“ bei einer Tafelrunde nach der Befreiung dieses ordentlichen deutschen Städtchens an der Danziger Bucht hat uns ein alter Schipper die Sache erzählt.

„Habt ihr mal vom Fest des Meeres gehört?“ beginnt der alte Fischer sein Garn. „Nein? Dann will ich es euch erzählen! Das ist nun schon neunzehn Jahre her. Die Polen hatten damals den Korridor bekommen. Sie waren dadurch ans Meer gekommen, und mit einemmal waren das alles Seeleute! Hatte bis dahin auf aller Herren Meere nie einen Polack als Seemann gesehen. Na ja, wie das nun auch sei. Jetzt waren es eben schnell welche geworden.

Nun haben die alten Venezianer einmal vor langen Jahren ein Fest des Meeres gefeiert. Da warf der Erste von ihnen, was wohl der Doge ist, einen goldenen Ring ins Meer. Damit wollten die alten Seefahrer sagen, daß sie sich mit dem Meer vermählen wollten. Das hat nun irgendwo der General Haller gelesen, der

eigentlich ein Galizier ist und auch bei den Österreichern gedient hat. Nun hat ihm diese Feierlichkeit im alten Italien mächtig imponiert. So etwas müßten die Polen auch machen, hat er sich gedacht. Jawohl, hat er sich gedacht, meine Herren! Es hat alles in der Welt seine Wissenschaft. Und was so das Meer hier ist, das spürt genau, wer etwas von ihm will. Jawohl, das spürt er ganz genau."

Unser alter Freund steckt die Nase ins Grogglas, macht die Augen dabei genießerisch zu und schlürft. Wir sind zusammengerückt und hören mit gespitzten Ohren zu.

„Also nun hat der General Haller gedacht, nach dem italienischen Muster wollte er feierlich hier unser Meer in Besitz nehmen. Gdingen war ja noch ein kleines Dorf, so mußte die Sache hier in Putzig steigen. Leute, merkt euch den Tag, es war am 10. Februar 1920. Und die Polacken hatten die ganze diplomatische Clique eingeladen. Hier an diesem Tisch saßen die Zeitungsmenschen aus England und Frankreich! Es konnte ja eigentlich gar nicht schiefgehen. Einen goldenen Ring brauchte man, das war schließlich alles. Und dennoch, es ging gräßlich schief. Hört zu!

Wie am nächsten Morgen die galabekleideten feinen Herren auf unsere Landungsbrücke hinunterwollen, schauern sie erst mal zusammen. Draußen ist alles grau in grau. Es schnuddelt von oben herunter, und auf der See treibt das Eis. Der Regen wird mehr und mehr. Mit mürrischem Gesicht gehen die Herren an den Strand, passen mächtig auf, daß sie nur ja nicht mit ihren Lackschuhen ins Wasser kommen. Wie hundert Störche im Salat, so sah die Festgemeinde da unten aus. Die Fahnen hingen herunter wie nasse Lappen.

Aber General Haller war das gleich. Er hatte den Ring in der Hand, und der mußte jetzt ins Meer, ob es regnete oder nicht. So sagt er draußen auf der Brücke seinen Vers her, und — jupp — der Ring war weg! Nun kommt aber der Knalleffekt, meine Herren, der Ring war nämlich genau genommen n i ch t weg. Er war auf

eine breite Eisscholle gefallen, war ein kleines Stück gerollt, und da lag er nun auf der Scholle und rührte sich nicht mehr.

Na, der General wird blaß und zwirbelt sich seinen Bart. Unter den Regenschirmen tuschelt und kichert es. Die Zeitungsmenschen haben dann gegrinst und sind ordentlich munter unter den leckenden Schirmen geworden. Nur die Polen kochten vor Wut. Das Meer hatte ihren Ring nicht haben wollen, das war irgendwie peinlich. So kommt ein junger Offizier zu uns Fischern und will, daß wir den Ring von der Eisscholle herunterstoßen sollen. Die meisten wollen das nicht. Aber ich bin dann hingerudert. Langsam, meine Herren, das versteht sich. Endlich komme ich nun an der Eisscholle an, gebe der Scholle mit den Riemen einen Stoß, der Ring rührt sich nicht. Von oben guckt der Haller wutbleich zu. Alle andern lehnen sich belustigt auf das nasse Geländer. Denn was die Vermählung der Seemacht Polen mit dem Meer angeht, die machte ich, ein Putziger Fischer, ja nun allein, konnte das ganz so einrichten, wie mir das paßte. Da konnte selbst ein polnischer General nichts dran machen.

Ich hab' dann das Ding schließlich 'neingestoßen. Weg war es! Aber die Leute oben auf der Brücke sind davongeschlichen wie begossene Pudel.

Ja, so fing das an mit der polnischen Seeherrschaft. Und wie das geendet hat, das erleben wir heute. Prost, meine Herren!"

Hela streicht die Flagge

Gdingen ist gefallen. Der Rest der im nördlichen Korridor abgeschnürten polnischen Truppen ist auf die Halbinsel Hela abgedrängt. Dieser schmale, meist nur vierhundert Meter breite Landstreifen, der die Danziger Bucht von der Ostsee trennt, ist damit zum Kriegsgebiet geworden. Mit dem Auto versuchen wir, von Putzig an die Landfront bei Hela zu kommen. Irgendwo muß

doch schließlich diese schmale Landzunge abgeriegelt sein. Nach kurzer Fahrt erreichen wir Großendorf. Einst ein kleines Fischerdörfchen. Jetzt mit einer breiten hufeisenförmigen Betonmole von den Polen zu einem kleinen Kriegshafen ausgebaut. Strandbatterien, die sich in den ersten Tagen des Krieges mit unseren M.-Booten Gefechte lieferten, sind längst zum Schweigen gebracht. Großendorf ist wieder deutsch.

Am Ausgang des Ortes fragen wir einen Offizier, wie weit es noch bis zur Landfront auf Hela ist.

„Bis zur Landfront? Nun — gut achthundert Meter!" ist die Antwort. Unser erster Schreck verwandelt sich in Erstaunen. Unmittelbar hinter den letzten Häusern von Großendorf sind wir bereits mitten zwischen den Feldgrauen, die eifrig bei der Arbeit sind, um die etwa fünfhundert Meter breite Landfront durch Drahtverhaue und Schützengräben zu sichern. Dies ist gewissermaßen die Hauptstellung, die vorgeschobenen Linien liegen zum größten Teil in den Kiefernwäldern vor uns.

Eingesäumt von der weiß tosenden Brandung auf beiden Seiten der Landzunge, zieht sich der schmale Streifen Land endlos in die graue, neblige Ferne hin. Rechts ein flaches, mit Strandhafer überzogenes Stück Land, in der Mitte bedecken dichte Kiefern einen schmalen Hügelstreifen, und links dehnt sich der tiefe weiße Sand, der bis an die ersten Wellen der Ostsee reicht. Ein Schienenstrang verliert sich in der Ferne. Die Bahn von Putzig ist in den letzten Jahren die einzige mögliche Verbindung nach Hela gewesen. Dicke Schwellenbauten zeigen, daß der Pole auf dieser Bahn nicht nur Soldaten, sondern auch Geschütze und andere schwere Kriegstransporte bewegt hat.

Man hat die Fahrstraße aus strategischen Gründen bewußt verkümmern lassen. Hela war doch seit Jahren polnische Festung und der volksdeutschen Zivilbevölkerung nicht mehr zugänglich.

„Diese schmale Landzunge ist von unseren Truppen abgeriegelt", so erklärt uns ein Offizier. „Der Pole ist damit von jeder

Hilfsquelle abgeschnitten. Von See aus wird die Blockade dieser letzten polnischen Stellung durch die Minensuchboote aufrechterhalten. Sie wachen darüber, daß niemand die Halbinsel anläuft oder auch verläßt. Wir haben Zeit. Der Pole muß uns jetzt kommen. Seine Reserven werden eines Tages erschöpft sein."

„Sind denn schon Anzeichen vorhanden, daß Lebensmittel und andere Notwendigkeiten knapp werden?"

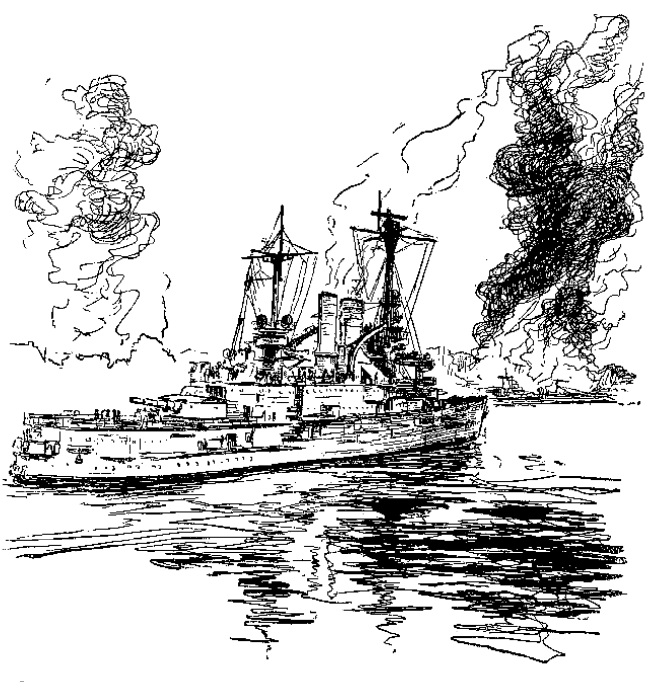
„Seit zwei Tagen versuchen die Polen, die in Heisterneſt und Ceynowa ansässige Zivilbevölkerung abzuschieben. Man hat zu diesem Zweck Fischerkähne beschlagnahmt und bei Nacht und Nebel die Zivilisten damit an die Putziger Küste gefahren. Sie sollen in dem von Deutschen besetzten Gebiet untertauchen und auf diese Weise den Verpflegungsetat der abgeschnittenen Truppen nicht mehr belasten. Dieser Trick ist aber schon in der ersten Nacht bemerkt und vereitelt worden."

Durch den Kiefernwald gehen wir langsam auf die vorderen Linien zu. Zur Zeit ist es an der Front ruhig. Die Gefechtstätigkeit an dieser Miniaturfront beschränkt sich auf nächtliche Spähtruppunternehmungen. Vorsichtig weichen wir den vielen Fußangeln aus, die von unseren Landwehrmännern zwischen der Hauptstellung und den vorgeschobenen Linien angelegt sind und die bei einem überraschenden Vorstoß der Polen die Angreifer zu Fall bringen. An dieser winzigen Front ist ein Labyrinth von Gräben, Drahtverhauen und MG.-Nestern geschaffen worden.

„Sie sind wohl des Teufels, wo wollen Sie hin? Auf der Stelle stehenbleiben, keinen Fußbreit rühren!" Eine mächtige Stimme brüllt uns von der Seite an. Es ist ein Landwehrmann mit Stahlhelm. Statt des Gewehrs hat er einen meterlangen spitzen Draht bei sich, den er drohend vor sich hin und her schwenkt.

„Wohin Sie hier treten, überall liegen Flatterminen! Sie dürfen hier keinen Schritt weiter gehen!" Schon kommt ein Feldwebel durch den Wald auf uns zu. Mit spitzen Fingern trägt er wie ein Servierkellner einen diskusähnlichen Gegenstand vor sich

her. Das also ist eine polnische Flattermine, die seine Männer mit den eigens für die Minensuche hergestellten langen Drahtsonden im Waldboden entdeckt haben. Man sticht vorsichtig jeden Fußbreit Boden ab; stößt die Sonde auf einen harten Widerstand, so wird sorgfältig mit den Händen der Boden abgehoben. Darunter liegt in etwa zehn Zentimeter Tiefe die pfannenähnliche Mine. Sie explodiert bei jeder Belastung. Tritt also ein Mensch auf sie oder fährt ein Wagen über sie hinweg, dann jagt die Pulverladung von etwa fünf Handgranaten in die Luft.



Wer in unmittelbarer Nähe steht, ist verloren. Selbst in zwanzig Meter Abstand wirft die Mine alles um, was sich aus dem Boden erhebt. Besonders die Fahrstraßen sind mit diesen Minen bepflastert, der Regen hat jede Spur von ihnen verwischt.

Trotz dieser Gefahren rückt die deutsche Landfront täglich langsam aber sicher vor. Während jedoch Oxhöft von den Landtruppen genommen werden mußte, ist bei Hela die Artillerievorbereitung durch die Kriegsmarine unerläßlich. Täglich in den Morgenstunden rollen die schweren Salven der „Schleswig-Holstein" und der „Schlesien" über die weite Bucht. Mitten aus dem längst befriedeten Neufahrwasser flammen die Blitze der schweren Kaliber über das Meer, und nach etwa vierzig Sekunden ist drüben das Geschoß in die Befestigungen von Hela eingeschlagen. Ein Artillerieflieger, der stark unter der Flakabwehr zu leiden hat, stellt die Wirkung fest und meldet den beiden Schulschiffen die Lage der Einschläge. Aber Helas Widerstand ist noch nicht gebrochen. Eine gut getarnte 15-Zentimeter-Batterie beantwortet jeden Vorstoß der Seestreitkräfte und ist auch durch konzentriertes Feuer nicht zum Schweigen zu bringen.

Wann wird Hela fallen? Täglich hört man in Danzig diese Frage. Gewiß, der Krieg ist ja zu Ende. Der Fall von Hela ist nur eine Frage der Zeit. Schon ist die Verdunkelung in der alten Hansestadt aufgehoben. Schon promenieren wieder die Menschen des Abends vor den erleuchteten Auslagen der Geschäfte. Aber noch rummeln jeden Morgen dumpf von Neufahrwasser die Salven der „Schleswig-Holstein" über dies bunte Bild des Straßenlebens hinweg.

Mehrfach wird Hela durch Radio zur Übergabe aufgefordert. Man antwortet nicht.

Es ist abends sieben Uhr, da heißt es: „Anruf vom Lotsenamt Neufahrwasser!" Schnell ans Telefon!

Drüben eine Stimme. „Wollte Ihnen nur melden, daß an

Hela etwas in die Luft geflogen ist! Hier in Neufahrwasser rummelten die Fensterscheiben!"

Explosion in Hela? Kriegsberichterstatter, Filmmänner stellen ihre Vermutungen an. „Wenn auf Hela etwas explodiert, ohne daß man von uns geschossen hat, dann haben die Polen selbst gesprengt! Das ist der Anfang vom Ende!"

Dieser Mann hatte recht. Am nächsten Nachmittag meldet sich Hela. Man ist zu Übergabeverhandlungen bereit. Über die Danziger Bucht prescht ein Minenräumboot, es legt mit feinem Manöver am Molenkopf von Hela an, übernimmt drei polnische Offiziere, mit denen man ins Kurhaus von Zoppot fährt. Dort in den schönen Räumen des Vergnügungsbaus, der noch vor wenigen Wochen frohe Menschen bei Flirt und Spiel sah, vollzieht sich an einem Sonntagnachmittag das Schlußkapitel des Kolportagefilms „Seemacht Polen". Der Übergabeentwurf ist ausgearbeitet. Die Kapitulation erfolgt bedingungslos. Über die Protokolle gebeugt steht ein polnischer Marineoffizier. Er scheint aufmerksam zu lesen. Wie abwesend nimmt er eine Feder, fährt die Zeilen entlang, taucht ein, macht ein paar Probeschnörkel in der Luft, und dann kratzt die Feder sekundenlang über den Bogen.

Es ist still in dem Saal. Der Zufall mag es gefügt haben, daß alle standen. Jedenfalls war dieser Federstrich, der durch die Stille schwang, zugleich ein Schlußstrich. Ein Schlußstrich unter das Kapitel „Polen von Versailles' Gnaden", ein Schlußstrich unter einen Krieg, der der schnellste der Weltgeschichte gewesen ist und auch wohl bleiben wird.

Die Herren treten heraus aus den Kurhausräumen. Am Steg liegen deutsche Räumboote. Die Polen steigen ein, deutsche Seeoffiziere mit ihnen. Draußen steht eine steife Brise. Die schlanken Räumboote werfen sich den Brechern entgegen. Sie schaffen schon den rechten Weg. Hell knattert im steifen Wind die Kriegsflagge am Heck. Die Polen sitzen in einer Ecke und schweigen. Um so fröhlicher ist die Stimmung bei unseren Blauen Jungen. Schon

taucht fern Hela aus der Gischt der Brecher hervor. Da — die Mole! Und da vorne im Wasser, das ist ja der „Wicher"! Ein scheunentorgroßes Loch gähnt an der Backbordseite. Der polnische Zerstörer liegt im flachen Hafenbecken ganz auf der Seite. Vorsicht, daß man nicht an die Masten kommt, die dicht unter dem Wasserspiegel weit in das Becken hineingreifen!

Und dort! Das war einmal der „Gryf"! Jetzt ragen nur die Aufbauten aus dem Wasser. Dort ein Stück vom Schornstein und zersplitterte Masten. Das waren die Stukas! Seht mal dorthin, da ist ein Kanonenboot untergegangen. Eine alte Klamotte allerdings. Wie hieß sie? Wie kann sie schon heißen! „General Haller" hieß der Schlitten.

Am Kai erwartet ein hoher polnischer Marineoffizier den deutschen Admiral. Es ist der Kommandant von Hela, ein Pole amerikanischer Herkunft. Überall in den Straßen, die wir nun entlanggehen, die Spuren der schweren Einschläge der Schiffsgeschütze. Aus dem feinen polnischen Offiziersheim sind alle Fenster herausgeflogen. Mitten auf der Betonstraße steht hungrig muhend eine magere Kuh. Finstere Blicke erhalten wir von den wenigen Zivilisten, die wohl eigentlich Soldaten sind, die ihre Uniform ausgezogen haben.

Unser erster Weg geht zu den 15-Zentimeter-Geschützen. Sie sind in vorbildlichen Bunkern mit elektrischer Entlüftung und Mannschaftsküchen untergebracht und im wesentlichen unbeschädigt. „Allerdings", so erklärt ein gefangener polnischer Offizier, „hat Ihre Artillerie so sicher geschossen, daß es fast verzweifelter Anstrengungen bedurfte, um diese vier Geschütze feuerbereit zu erhalten!"

„Und Ihre Flak?" fragen wir weiter.

„Sie ist vernichtet. Die schweren Kaliber der ‚Schleswig-Holstein' und des anderen Schulschiffes haben sie wenige Tage vor der Kapitulation unbrauchbar gemacht!"

Neben uns geht ein alter Bürger von Hela. Er ist seit zwanzig

Jahren nicht mehr auf der Halbinsel und in dem Ort gewesen. Er ist erschüttert und findet sich nicht mehr zurecht. Verschwunden sind die traulichen Stätten, wo sich einst die Bürger und Fischer von Hela trafen. Verschwunden natürlich die alte Kneipe „Löwengrube", gewichen einem Kasten mit flachem Dach. Als man den Wirt der „Löwengrube" vor einigen Jahren in Hela begrub, da stand sein Sohn am Grabe auf und rief in Anwesenheit aller Leidtragenden: „Damit meinem Vater die Schande erspart bleibt, von polnischer Erde bedeckt zu werden, habe ich aus dem deutschen Vaterland diese Erde mitgebracht und streue sie jetzt über den Sarg!"

Vieles ist in Hela verschwunden. Verschwunden die kleinen rotbäckigen Fischerkinder, die des Abends am Steg bei den heimfahrenden Danziger Touristendampfern Blumen in schilfgeflochtenen Körben verkauften. Verschwunden jene alten Fischer, die stolz darauf hinwiesen, daß Hela bis 1873 eine Stadt gewesen sei und daß die Mädchen von Hela die treuesten des ganzen Reiches seien. Sie wurden schon bei der Einsegnung verlobt, dann gingen die Jungens jahrelang zur See und freiten dann später die Braut, die sie inzwischen kaum gesehen hatten. Jetzt laufen schwarzhaarige Mädchen in schlampigen Trainingshosen mit einer langen Zigarette im Mund durch die flachdachigen Häuserreihen, die Hände in den Taschen.

Unten am Kai sind die polnischen Offiziere angetreten. Ein paar Hundert mögen es sein. Der polnische Konteradmiral von Unruh geht ihre Front ab. Das war eine Bitte, die er bei der Übergabe hatte und die ihm großzügig und fair von den deutschen Unterhändlern gewährt wurde. Er ist die Front abgeschritten, ohne sich umzusehen, dann geht er an Bord eines deutschen Schiffes. Im gleichen Augenblick steigt dort, wo einst der weithin sichtbare Leuchtturm stand, die deutsche Kriegsflagge hoch.

Kolonnen von Gefangenen marschieren heran, Infanterie ist jetzt auch auf dem Landwege durchgestoßen, ihre Kübelwagen sind

durch tiefe Granatlöcher gefahren, sie starren vor Lehm. Wasserflugzeuge brausen dicht über den Dächern, landen nach langem Bogen im Hafen, flitzen schneidig an den Trümmern der einstigen polnischen Seestreitkräfte vorbei und rauschen bis an die lange Mole heran.

Zur See, zu Land und zur Luft: Polens letztes Bollwerk ist von deutschen Truppen besetzt. Kein Fußbreit Erde mehr umkämpft in Polen. Die Brecher der Wogen, die bei der Heimfahrt über unser Deck laufen, dröhnen einen herrlichen Takt.

Ganz fern schon das Lichtermeer von Danzig. Und in der stürmischen Luft ist ein Tosen, als jubelten über den engen Danziger Gassen die mächtigen Glocken von Sankt Marien.

